

Der Bote aus

Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

Druck und Verlag von E. Guntel sel. Wwe. in Sattingen.

Bezugspreis: monatlich 15 Bfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Bfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).



dem Ruhrtal.

für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund“.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Bäcker in Sattingen.

Anzeigengebühr: 12½ Bfg. die 1 spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Bfg. — Reklamen 50 Bfg.

Nach Maßgabe der betr. Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal“ bei der Münch. Lebensversich.-Bank in Nürnberg gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200.—, Vergleute unter Tage mit Mark 100.— versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Münchener Lebensversicherungs-Bank in Nürnberg angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unternehmung derselben nicht als Entschädigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Zur Kaiserreise.

Die italienischen Blätter widmen dem Kaiserbesuch in Venedig lange Spalten, und sie wissen dabei manche Einzelheiten zu berichten, die die offiziellen Schilderungen der Festlichkeiten anschaulich ergänzen. Der Graf Jacini, der seit vielen Jahren mit dem Kaiser persönlich befreundet ist, hat einem Korrespondenten über seinen Besuch an Bord der „Hohenzollern“ Mitteilungen gemacht. Mit seiner Gattin war der Graf zu dem Kaiser-Schiff gefahren, um sich in die Besucherliste einzutragen. Der Kaiser erkannte ihn von der Kommandobrücke aus und lud ihn sofort zu sich. Er schilderte seine Freude über das begeisterte Willkommen, mit dem die Venezianer ihn empfangen hätten, und beklagte sich über die Ungunst des Wetters. Zwei Stunden lang luftwandelte er mit seinem Gaste auf dem Verdeck, in fröhlichem, zwanglosem Gespräch. Seine Rede war dabei lebhaft und zugleich gewandt; hin und wieder unterbricht ein Zitat oder ein englisches Sprichwort den Fluß seiner Rede. Er fühlt sich in Venedig außerordentlich wohl und spricht von der Absicht, seinen Aufenthalt zu verlängern. Dem Grafen Jacini schlägt er einige zwanglose Spazierfahrten vor, aber es würde ihm wohl kaum gelingen, in Venedig, wo jeder ihn kennt, inkognito zu bleiben. Plötzlich bleibt der Kaiser stehen und deutet lachend nach dem Markusplatz. Dort drängt und schiebt sich eine dicke schwarze Menschenmenge und laute Hochrufe klingen über das Wasser. „Wissen Sie, was das ist?“ fragt der Kaiser immer lachend. „Das ist meine Frau, die glaubt, inkognito in Venedig spazieren gehen zu können und die nun die ganze Stadt auf den Fersen hat.“ Bald darauf treffen die Kaiserin und die Prinzessin wieder an Bord ein. Sie erzählen die Episoden ihres Spaziergangs. Sie waren ganz müde und erschöpft von all der Popularität und all den Hochrufen. Im Museum, das sie aufgesucht hatten, wollten sie Bilder sehen; aber sie sahen, nach ihrer Aussage, „viele Deutsche“. Als sie den Königspalast verließen, umringte sie eine jubelnde Menge und sie mußten sich in die Gondel flüchten. Die Prinzessin war entzückt von allem und besonders von Venedig, das sie noch nicht kannte. Der Kaiser hatte sie mitgenommen mit der Freude eines bürgerlichen Familienvaters, der seinem Töchterchen die Märchenstadt zeigen kann und ihre Freude mit genießt. Am Nachmittag gegen vier Uhr gingen die Kaiserin, Prinz August Wilhelm, die Prinzessin Viktoria Luise, mit der Gräfin Ranau auf dem Markusplatz spazieren, als sie

von jemand erkannt wurden. Sofort umdrängte die Menge die Herrschaften und von allen Seiten tönten Hochrufe. Mit Mühe und Not konnten die Fürstlichkeiten sich mit Hilfe eines Polizeikommissars den Weg in die Markuskirche bahnen, die dann geschlossen wurde. Die Kaiserin verlangte zunächst die Paladino zu sehen, bat um geschichtliche Daten über die Fertigstellung der Kirche, besuchte dann die Sakristei und schließlich das Baptisterium. Vor dem Basrelief in Bronze von Segala äußerte sie ihre Freude darüber, diese schönen Kunstwerke sehen zu können und sprach von der Absicht, in ruhigerer Stunde wieder zu kommen. Während vor dem Haupttor der Kirche die Menge wartete, gingen die Fürstlichkeiten durch eine Seitentür direkt in den Hof des Dogenpalastes, besuchten den großen Ratssaal, wo die Kaiserin sich besonders für das Fresko von Guariento interessierte. Ein italienischer Journalist hatte inzwischen Gelegenheit gehabt, an Bord der Hohenzollern die Privatgemächer des Kaisers zu besuchen. Von den drei Räumen des Kaisers ist sein Arbeitszimmer der persönlichste. Das Gemach ist mit geblümtem Cretonne bekleidet; nur wenige Möbel, ein großer Marmorisch mit Büchern und Karten bedeckt, an den Wänden zwei Schränke mit je 20 Fächern, in denen die Papiere der laufenden Geschäfte eingeordnet sind. Dann ein paar Drehstühle und an der Wand noch ein Bücherstand, auch aus Hornholz. Es ist über und über mit Büchern vollgepfropft; diese liegen nicht gerade in guter Ordnung, sie stehen nicht so intakt und unangreifbar, wie in den meisten Bibliotheken berühmter Herrscher, sondern sie sind ohne Ordnung durcheinander geworfen und verraten, daß ihr Besitzer sie oft benutzt und nicht nur eines am Tage. Ein seltsames Zusammenreffen: das Alte Testament liegt hier unmittelbar unter dem Zola'schen „Rom“ und den „Barad room ballads“ von Rudyard Kipling. Die Wände und Möbelflächen sind von Familienphotographien und den Aufnahmen deutscher Fürsten bedeckt; fast alle zeigen handschriftliche Widmung. In einem großen roten Lederrahmen sieht man ein prachtvolles Bildnis der Herzogin-Witwe von Aosta, der Prinzessin Letizia, in einem wundervollen Decollete, das die junonische Schönheit der Gestalt zu voller Geltung bringt. Wenn der Kaiser die Hohenzollern verläßt, um an Land Aufenthalt zu nehmen, so pflegt er dieses Bild immer mitzunehmen und in dem Arbeitszimmer seines Schlosses aufzustellen. An Bord der Hohenzollern pflegt sich der Kaiser stets um sieben Uhr zu erheben. Nach einem Bade geht er an Deck, um die

Gäste und Offiziere zu begrüßen und dann beginnt eine Viertelstunde gymnastischer Übungen, die der Kaiser unter allen Verhältnissen streng inne hält. Inzwischen sind die eingelaufenen Nachrichten durch den „Telegraph“ an Bord gebracht, die Radiotelegraphen arbeiten und der Kaiser widmet sich in seinem Arbeitskabinett, bei schönem Wetter auf dem Verdeck, den Staatsgeschäften. Um elf Uhr erfolgt ein leichtes Frühstück, um ein Uhr das Dejeuner und um sieben Uhr das Mittagessen. Nach dem Dejeuner und nach dem Mittagessen liebt es der Kaiser, sich mit seinen Gästen zu unterhalten und der fröhlich ungezwungene Ton, der dabei herrscht, streift alles Zeremonielle ab. Mit Vorliebe erzählt der Kaiser dabei kleine Scherze und Witze, im Berliner, Münchener oder Sächsischen Dialekt, und in diesen Stunden macht manche Anekdoten die Runde, die sonst auf dem Hofpartett als unmöglich gelten würde. Auf der letzten Fahrt erzählte der Kaiser lachend eine etwas derbe Geschichte vom greisen Feldmarschall Wrangel, der bei einem Hoffeste eine sehr stark defolletierte Dame unausgesehen anschaute. Die Dame wird ärgerlich: „Was schauen Sie denn so dumm?“ Der alte Wrangel aber antwortet: „Nicht dumm, nur gerührt; Sie erinnern mich an die Tage, da ich noch eine Amme hatte.“

Wie siehts aus in der Welt?

Kaiser Wilhelm hat seine übliche Frühjahrsreise nach dem milden Süden angetreten. Diesmal will er seine Erholung zeitweise auf eigenem Besitz, in dem von der Kaiserin Elisabeth seinerzeit auf der Insel Korfu erbauten und von ihm neuerdings erworbenen Anwesen genießen. Die von verschiedenen Seiten ausgehenden Gerüchte über politische Zwecke, welche die Fahrt in erster Linie verfolge, sind bereits von den zuständigen Stellen widerlegt worden. Wenn König Viktor Emanuel dem Kaiser nach Venedig entgegengeheilt und ihn dort mit seiner Familie begrüßt hat, war das ein reiner Akt der Höflichkeit. Die Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und Italien sind ja gegenwärtig erfreulicherweise in keiner Richtung getrübt, und auch die Wolken, welche eine Zeitlang das Verhältnis zwischen Österreich-Ungarn und Italien getrübt haben, sind inzwischen wieder verschwunden. In allen Dreiecksstaaten hat die nuchterne und klare Erkenntnis der gemeinsamen wichtigen Interessen wieder die Oberhand gewonnen, und es ist zu hoffen, daß keinerlei Umtriebe so bald wieder den Bestand dieses für den Frieden der Welt so wichtigen Bündnisses gefährden werden.

An der Nordsee.

Erzählung von Dietrich Theden.

(Fortsetzung.)

Odo war der erste auf dem Hoyerhof und folgte Behrend mit Interesse durch die Wirtschaft, die überall von einer musterhaften Ordnung war.

Wiebke als Zweite.

„Wie — ohne Jens?“ fragte Behrend.

Sie hatte blühende Wangen und lachte.

„Der war noch nicht fertig — und ich hatte keine Geduld mehr.“

Ein schämig-freudiger Blick traf Odo und ließ auch ihn erglänzen. Er haßte, während Martin Behrend als Führer voranging, nach ihrer Hand und fühlte sie warm und magnetisierend, weich und ein wenig bebend in der seinen. Die Pulse flogen ihm plötzlich, und er glaubte das eigene Herz klopfen zu hören.

Nur mit Mühe vermochte er seine wallenden Empfindungen zu verbergen, und erst, als die kleine Gesellschaft ziemlich vollständig geworden war und Abtentung bot, kam es wie eine seltsame, tiefe Ruhe über ihn. Wiebke sah ihm gegenüber, und die innigen Augen der beiden Jungen sagten einander, was die Lippen vor sich selbst und der Umgebung noch zag verschwiegen.

Erst am Abend fiel es auf, daß Jens Frederiksen doch nicht nachgekommen war. Es beunruhigte indes nicht, weil Jens Verliebtheit in seine Frau bekannt und es auch nicht das erste Mal war, daß er eine Zusage etwas eigenmächtig stillschweigend rückgängig zu machen beliebte.

Wiebkes Schwester war das knospende Seelenneigen der beiden Jungen nicht entgangen, und die Schelmen-

lust aller glücklichen Frauen kam über sie, da ein wenig mit die gültige Vorlesung zu spielen.

„Ja, wer bringt da Wiebke nach Hause — Du, Odo?“ fragte sie mit einem kleinen, aufmunternden Augenzwinkern.

„Natürlich.“

„Ja, willst Du den Umweg machen?“

Odo stand sogleich auf.

„Nein, so war das nicht gemeint,“ wandte Frau Tofohr lachend ein, „daß das nun gleich sein muß!“

Wiebke sah unruhig.

„Aber bald — möchte ich doch —“

„Ach, es ist ja eben erst acht —“

„Das wohl. Aber es ist so sehr dunkel —“

„Du hast ja Deine Laterne, Kleine,“ foppte die Schwester.

„Und so stürmisch und naß —“

„I, seit wann sieht das Dich an?“

„Und Jens hat auch gesagt: nicht so spät —“

„Was? — Ja, dante, der wollte nachkommen?“

„Ja — ja — aber wenn er doch nicht käme —“

Wiebke fühlte mehr als einen Schalksblick auf sich gerichtet und glühte verlegen.

Ihr Verbündeter suchte ihr zu Hilfe zu kommen.

„Ich — soll morgen nach Londern — da heißt's auch: früh aufstehen —“ warf er mit ein.

„Ach so! Ja, wenn Ihr beide keine Zeit habt —!“ neckte Frau Tofohr. „Da werden wir uns ja bequemen müssen. . . Dann grüß zu Haus, Deern, und komm bald mal 'rüber zu uns. . . Wenns aber Behrend übel nimmt, Mädel.“

Martin Behrend protestierte.

„Wiebke wird überzeugt sein, daß ich stets auf ihrer Seite stehe. Aber ehe Sie uns das Sonnenkind ent-

führen, lieber Stür: kann ich also so im Laufe der Woche mal abends bei Ihnen anklopfen?“

Odo bejahte lebhaft.

„Jeden — welchen Tag Sie wollen!“

„Also abgemacht!“

Wiebke wurde von der Schwester sorglich eingehüllt, und fröhliche Rufe schwirrten hinter dem jungen Paare her.

Die Zurückgebliebenen schauten sich lachend an.

„Sm. Das scheint ja fast, als obs da auf beiden Seiten wie so 'n Blitz eingeschlagen hätte,“ scherzte Tofohr.

Seine Frau neigte zum Ernst.

„Odo gefällt mir —“ meinte sie sinnend. „Er — wäre ein Mann für Wiebke. Aber das — müssen doch die beiden — mit sich ausmachen.“

Sie sah auf Behrend. Früher hatte sie sich ihren Liebling wohl auf dem Hoyerhofe gedacht, und sie suchte in Behrends Zügen zu entziffern, wie er von der anscheinenden Wendung berührt war. Aber sein freundlich-heiteres Lächeln beruhigte sie. Er war Wiebke zugewandt, darüber hegte sie keinen Zweifel, wohlwollend, freundschaftlich, gültig. Aber der kleine Gott mit dem Pfeil hatte da wohl nicht die Hände im Spiel, das sagte ihr seine Gleichgültigkeit, und das bestärkte ihr seine herzlichen Worte, mit denen er ihr stummes Fragen beantwortete:

„Den beiden wollen wir Gutes wünschen. . .“

Der Wellengang der See mußte stark erregt sein, dann das Rollen der Wasserberge drang hohl und stoßend durch die Nacht. Das junge Paar hatte kein Gehör dafür und fühlte auch nicht den feinen, kalten, stehenden Regen, der wieder niederging. Odo leuchtete mit der kleinen Handlaterne seines Schütlings den naß glänzen-

Um dieselbe Zeit wie im Vorjahre hat der Reichs-
kanzler Fürst von Bülow im Reichstage ausführliche Mit-
teilungen über den Stand der Beziehungen Deutschlands zu
den wichtigsten Staaten gemacht. Die Beziehungen sind derart,
daß wir uns nicht aufzuregen brauchen. — Am Sonntag be-
suchte der Reichskanzler den österr. Minister des Auswärtigen,
von Aehrenthal, in Wien.

Nicht geringes Aufsehen erregt gegenwärtig die Ange-
legenheit der nachträglichen Beilegung der Ueber-
reste Zolas im Pantheon zu Paris. Die Ehrung des
großen Dichters war bereits im Dezember 1906 von der
französischen Regierung beschlossen worden. Sie sollte am 2.
April erfolgen. Von kirchlicher Seite wurde aber gegen die
Ausführung des Kammerbeschlusses so lebhaft Einspruch er-
hoben, daß Herr Clemenceau sich plötzlich entschlossen hat,
angeblich technischer Schwierigkeiten wegen, die Sache noch
zu vertagen. Schon werden Zweifel laut, ob die Ueberfüh-
rung überhaupt stattfinden wird.

Die französische Regierung hat wieder einmal
versichert, sie gedente sich bei ihrer Expedition in Ma-
rokko streng im Rahmen der Konferenzbeschlüsse von Al-
geriras zu halten, und daraufhin bewilligt die Deputierten-
kammer dann abermals diverse Millionen. Die beiden Sul-
tane in dem interessanten Lande leiden fortgesetzt an meta-
lisch-chronischer Influenza; Geld haben sie nicht, also vor-
wärts kommen sie nicht, denn für ihren Sultan regen sich
die Marokkaner ohne klärenden Lohn nicht groß auf. An
das Verkündigen eines allgemeinen, heiligen Krieges gegen
die Franzosen denkt in Wahrheit aber von beiden Sultanen
keiner, denn dann müßten sie selbst mit ausmarschieren.

Die englischen Minister des Krieges und der Ma-
rine können doch dem Rufe nicht widerstehen, trotz der im-
mer wieder von neuem proklamierten außerordentlich fried-
lichen Politik Großbritanniens sich als Mehrer der bewaff-
neten Macht aufzuspielen. Daß sie das tun, ist einfach ihre
Pflicht und Schuttpflicht, aber sie brauchen es doch nicht in
alle Welt hinauszutrompeten. Die große nordamerika-
nische Flottenfahrt um die ganze Erde herum wird
noch eine Reihe von weiteren Ländern, als ursprünglich in
Auslicht genommen war, in Mitleidenschaft ziehen. Gewiß
sieht man ja liebem Besuch gern entgegen, aber hier wird
die offizielle Miene kaum stets mit der inneren Herzensüber-
zeugung sich vereinigen. Wenigstens in Japan nicht, das
auch sonst an allerlei zu denken hat, denn in China ist es
zu recht erhöhten, feindseligen Rundgebungen gegen Japan
wieder einmal gekommen.

Leutehandel an der russischen Grenze.

Die Leutenot in der deutschen Landwirtschaft, die
in diesem Jahre wohl einen noch nie erreichten Umfang an-
nehmen wird, hat zur Folge, daß gegenwärtig an der
russischen Grenze mit den Leuten, die nach Deutschland
gehen wollen, ein schwunghafter Handel getrieben wird.
Der Verwalter eines Klostergrundes bei Göttingen, der sich
acht Tage lang an der Grenze aufhielt, schildert die Vor-
gänge in der Frankf. Ztg. wie folgt: Die Szenen er-
innern allzu deutlich an die Sklavenmärkte früherer Zeiten.
Tausende von Abgesandten deutscher Grundbesitzer
weisen zurzeit an der Grenze, um hier, wenn sie Glück
haben, Arbeiter zu holen. Die Gast- und Logierhäuser sind
überfüllt, so daß für gutes Geld nicht einmal ein be-
quemes Nachtquartier zu bekommen ist. Noch vor einigen
Jahren waren russische Arbeitsträger für landwirtschaftliche
Betriebe in genügender Zahl vorhanden, heute dagegen
muß mancher Abgesandte ununterrichteter Sache in die Hei-
mat zurückkehren, da sie nicht einmal gegen hohe Be-
zahlung Arbeiter finden. Das Hasten und Rennen an
den Grenzkationen spottet augenblicklich jeder Beschrei-
bung. Zunächst sind es die Vermittler jenseits der Grenze,
welche die Kalamität auszunutzen suchen. Da die meisten
der zu uns herüberkommenden Polen bei ihrer Reise an
die Grenze ohne Mittel sind, nehmen die Vermittler die
günstige Gelegenheit wahr und erheben deren Pässe. Dann
werden die Leute an die deutschen Aufseher und sonstigen
Abgesandten bedeutend höher verhandelt; wer das Meiste
gibt, hat den Vorzug. Ja, es passiert auch, daß die deut-

schen Aufseher sie gegen eine noch höhere Entschädigung
weiter veräußern. Daß die Grenzschranken ebenfalls der
Befestigung zugänglich sind, ist kein Geheimnis.

Lokales.

In der gestern unter dem Vorsitz des Herrn Land-
rats Hartmann stattgehabten Sitzung des Kreistages des
Landkreises Hagen wurde der Haushalts-Plan für
1908 beraten. Dieser schließt in Einnahme und Ausgabe
mit 236 000 M. ab. Um den Fehlbetrag decken zu können,
würde es nötig sein, die Kreissteuern von 25 auf 27
Prozent zu erhöhen. Um dem vorzubeugen und gleich-
zeitig neben den noch bevorstehenden großen Ausgaben
einen Ausgleichsplan zu schaffen, schlug der Ausschuß
die Einführung einer Kreis-Umsatzsteuer vor, die
1 Prozent betragen soll. Eine solche Steuerquelle ist um
so nötiger, als 27 Wegeprojekte zu 720 000 M.,
9 Wasserleitungsprojekte mit 276 000 M. vor-
liegen, während 10 000 M. jährlich für die Wegebeden
und 4000 M. für den Wegewart erforderlich sind.
Dazu kommt die ständige Erhöhung der Abgaben an die
Provinz und an die Lungenheilstätte Ambros,
die im abgelaufenen Jahre mit einem Fehlbetrag von
5000 M. abschloß, sodaß die Pflegesätze erhöht werden
müßten. Ferner empfiehlt sich die Einführung der Um-
satzsteuer deshalb, weil bis 1915 mit dem Ausstei-
den Haspes aus dem Landkreis Hagen und Gevels-
bergs aus dem Kreise Schwelm gerechnet werden
müsse. Die Folge werde sein, daß der Kreis so klein werde,
daß eine Zusammenstellung der Kreise Hagen-
Land und Schwelm erforderlich werde. In der
Versammlung wurde seitens der Stadt Haspe Wider-
spruch gegen die Umsatzsteuer erhoben, weil Haspe schon
2 Prozent erhebe. Nachdem ein Antrag Haspe, jähr-
lich 5000 M. Abfindung zu zahlen, als ungeleglich abge-
lehnt worden war, wurde die Vorlage auf 3 Monate ver-
zögert und die Kreissteuer auf 27 Prozent Zuschläge,
gegen bisher 25 Prozent zu allen Steuern festgesetzt.
Der Gemeinde Herbed wurde eine Beihilfe von 2450
M. für den Wegbau Herbed-Dommerfuhle und den Ge-
meinden Brederfeld und Dahl zum Bau einer Volmebrücke
und des Weges nach Krummenohl eine solche von 13 750
M. bewilligt, den Gemeinden Esborn und Wengern
wurden zu Wegbauten 11 000 M. bewilligt, nachdem die
Provinz 7300 M. gezahlt hat. Für die Verzinsung und
Tilgung der Anleihe für die Beteiligung am kommunalen
Werk „Markt“ sind 5000 M. eingelegt, während die Ein-
nahmen nur 2000 M. betragen. Dem vor einigen Tagen
verstorbenen Mitgliede des Kreistages, dem Fabrikant-
en Köppern, widmete der Vorsitzende einen ehrenvollen
Nachruf.

Ein ingenieürer Schwindel.

Aus Paris wird gemeldet: Ueber 200 Drogisten
sind durch den originellen Einfall zweier junger Schwin-
dler um beträchtliche Summen erleichtert worden. In den
Läden erschienen Laufboten, die auf Grund eines ärztlichen
Rezeptes außer Chinin und anderen Heilmitteln eine Fla-
sche „Meriot Ferment“ bestellten. Dies Meriot Ferment
war allen Apothekern unbekannt, aber da die Adresse einer
Niederlage angegeben war, wo das Mittel zu 12 Franken
die Flasche verkauft wurde, so zögerten die Apotheker nicht,
sich sofort einige Flaschen zu bestellen. Die Verkaufsstelle
war ein kleiner Laden, den die beiden jungen Schwindler
gemietet hatten und in dem sie vollauf zu tun hatten,
um die auf so sinnreiche Weise hervorgeholten Aufträge
zu befriedigen. Zuweilen war der Zulauf so groß, daß
man kaum in den Laden kommen konnte. Die Apotheker
wunderten sich schließlich, daß die Aufellungen nicht wie-
derkehrten, um die bestellte Arznei abzuholen; sie öf-
fneten die Flaschen, und zu ihrer begreiflichen Verblüffung
müßten sie entdecken, daß die schöne zwölf Franken teure
Arznei aus reinem Wasser bestand. Die jungen Schwin-
dler aber, die Tausende verdient haben müssen, sind spur-
los verschwunden.

„Ich — glaub wohl,“ gab er zögernd zu.
„Ja, und daß das Karen nicht sieht — grad' Karen,
die so viel klüger ist als ich —“

Das wollte er nicht anerkennen.
„Doch, doch!“ beharrte sie beschiden. „Und ich
mein, daß das bloß ihr Stolz ist. Denn gut ist sie doch,
nicht? — viel besser als ich. Und die beiden —
Meinst' nicht, daß er auch stolz ist?“

Daß sie Karen und Behrend in Verbindung brachte
und so sich selbst ausschaltete, beängstigte ihn.

„Stolz — das sind sie wohl beide, Wieble. Ich
mein', zwei harte Steine, und wenn die zusammentreffen,
dann gibts Funten.“

Er hielt pedantisch an seinem Vergleich fest.

„Na, brennende Steine —“

„Aber er ist doch nicht so hart, Odo!“

Daß sie ihn wieder in Schutz nahm, bedrückte ihn.

Er ließ den Schein der Laterne dicht vor sich auf
die schwarz glühende Wasserflamme des Grabens fallen,
der wie üblich neben dem Fußpfad hinlief.

„Wir müssen uns in acht nehmen,“ mahnte er,
sonst plumpsen wir hinein.“

Sie erinnerte sich, daß sie das bereits einmal er-
lebt hatte, und plauderte davon.

„Aber es war Sommer damals... Nur mein
weißes Kleid, das war greulich schwarz geworden.“

„Wann war denn das?“ fragte er, um nur etwas
zu sagen.

„Das? Den Sommer nach meiner Konfirmation.
Grad um die Zeit gingst Du weg —“

„Ja, weil Vater es wollte. Also das weißt Du
noch?“

„D natürlich —“

Berachtet mir die Meister nicht.

Diese Worte des Handwerkerpoeten Hans Sachs in dem
„Meisterlied von Nürnberg“ finden in dem nachstehenden,
in den „Dresdener Nachrichten“ enthaltenen gewesenen Gedichte
eine zeitgemäße Illustration:

„Ein Handwerk soll der Bub' nicht treiben,
Denn dazu ist er viel zu gut;
Er kann so wunderniedlich schreiben,
Ist ein so feines, junges Blut,
Nur ja kein Handwerk! — Gott bewahre!
Das gilt ja heute nicht für fein!
Und wenn ich mirs vom Munde spare,
Er muß schon etwas „Bessres“ sein. —
Das ist der wunder Punkt der Zeiten,
Ein jeder will aufs hohe Pferd;
Ein jeder will sich nobel kleiden,
Doch niemand seinen Schneider ehrt.
Der Hände Arbeit geht zu schanden,
Der Arbeitsbluse schämt man sich,
Das rächt sich noch in deutschen Landen,
Das rächt sich einmal bitterlich.
Das Handwerk hat noch goldnen Boden,
Und bringt man Liebe zu ihm mit,
Hält es nur mit dem Zeitgeist Schritt,
Folgt es den Ränken und den Wöden,
Wenn Bildung sich und Fleiß vermählen,
Und tut der Meister seine Pflicht,
Mögt Ihr es zum Beruf erwählen:
Es ist das Schlimmste noch nicht.“ —

Was die staatl. Arbeiterversicherung leistet.

Im Jahre 1907 wurden 150 Millionen Mark an
Unfallverletzte gezahlt (genau 150 769 595 M.), also rund
eine halbe Million an jedem Wochentag; 1 124 874 Per-
sonen empfingen Bezüge auf Grund der Unfallversicherung.
Welches Ausland kann sich uns an die Seite stellen? Im
Jahre 1907 wurden ferner 172 Millionen Mark auf Grund
der Invalidenversicherung ausgezahlt, also rund eine halbe
Million an jedem Tag; anfangs 1908 liefen 978 960
Renten (841 992 Invaliden, 116 887 Alters-, 20 081
Krankenrenten). Was kann das Ausland dem an die
Seite stellen? Dazu kommt noch die Krankenversicherung,
für die neue Ziffern nicht vorliegen, deren Jahresleistun-
gen für 1907 auf über 260 Millionen Mark zu schätzen
sind. Oft genug haben wir kritisiert und werden weiter
kritisieren. Aber man darf auch einmal sich dessen freuen,
was durch die Kaiserliche Botschaft Wilhelm's 1. geschaf-
fen wurde: 580 Millionen Mark Auszahlungen jährlich,
1 1/2 Millionen Mark täglich an unermüden Kranke,
Verletzte und Schwache.

Amerikanische Scheidulle.

Von dem Verderben, das der mit dem Walzertraum
in Newyork eingezogene „soul-tik“, der Seelenfuß, ange-
richtet hat, weiß Luigi Barzini, im Corriere della sera
zu erzählen. Vor den Schranken des Gerichts hat Horace
M. Leedom sich verteidigen müssen, weil er den Dauer-
füßen durch die Flucht sich zu entziehen suchte. Als der
Richter ihn befragte, gestand er unumwunden seine Schuld.
„Es ist wahr,“ so sagte er mit einer Aufwallung schöner
Reue, „ich habe mein Haus verlassen, ich habe meine
Frau verlassen, ich bin entflohen. Aber ich bin bereit, zu
meiner Familie zurückzukehren, ich bin bereit, mich zu fü-
gen, wenn meine Frau...“ Hier aber schweig er zögernd.
„Wenn Ihre Frau, jetzt sprechen Sie's nur aus“, ermun-
terte ihn der Richter. „Wenn Sie sich täglich auf sechs
Küffe beschränkt...“ Und dann plötzlich, in einem Aus-
bruch der gequälten Seele, erzählte er: „Sie kennen den
„soul-tik“, seitdem dieser Seelenfuß entdeckt ist, ist mein
Friede dahin. Meine Frau hat in den Zeitungen von
dem Dauertanz gelesen; er erregte ihre höchst Begeisterung.
Sie hat geschworen, den Reford von 45 Sekunden um min-
destens 20 zu schlagen. Und seitdem küßt sie mich zu
viel, viel zu viel.“ „Das ist nur ein Beweis ihrer Liebe,

„Und wie ich dann zum Besuch kam und sie mich
holten?“

„Das war häßlich, Odo,“ sagte sie missäulend.
Er gab ihr die gleiche Aufklärung wie vor Wochen
dem Vater.

Wieble staunte.

„D, das war gar nicht wahr? Ganz von selbst
bist Du —?“ O, wie mich das freut! Und gar nicht
schlecht hast Du's gehabt bei den Soldaten, wie Jens
immer meinte?“

„I bewahre! Gut, Wieble! Sehr —!“

„Du, das will ich Jens sagen. Das wird den aber
auch freuen. Und Jürs, und Martin Behrend —“

„Die wissen schon.“

„Ach? Und bloß wir nicht? Du, Odo, damals
hab' ich mir gar nicht gekümmert um Dich und das
ist nett von Dir, daß Du mir das nicht nachträgst.“

„Du warst ja auch noch ein Kind und ich ein
dummer Bengel, Wieble.“

„Nein, das darfst Du nicht sagen — von Dir,
meine ich —“

„s war aber so, Wieble. 'n ganz dummer Bengel.
Ganz am Gängelband. Und bis ich die Dummheit los
wurde — ich hab' tüchtig schütteln müssen. Geheut bin
ich ja noch nicht und werde ich wohl auch nicht —“

„Ach, Du!“

„So wie Jürs, oder so wie Behrend, so gerade und
flug und ruhig. Aber leidlich, mein' ich, so zum Aus-
kommen.“

„Ach, Du willst Dich ja bloß klein machen —“

„Nein, nein! Das ist eben ein Hauptteil von meiner
Verständigkeit, daß ich sehen kann, wie andere mehr
wert sind als ich — ja, und daß ich das ertragen kann.
So wie Jürs, so möchte ich werden. Ja, und — so 'ne

die Sie
der Rich
nicht ein
am Über
ist unerb
derungs
Sie tau
senft den
In der g
ein men
mit hat
die Stim
des Seele
hen. Das
füße auf

Mit
Jers, die
zubauen
in Berlin
zu mach
dem Beis
von der
ausgesch
und die m
wurde, fe
Geschäftsl
schmäh
schäftsma
Konkurre
der noch
Belgrad i
tum der
milientrad
nicht zu v
auch Teils
Automobil
Carmen de
sondern b
Verlagsge
Paris. M
haben ein
delt es sich
ein Wohlst
dürftigen

10000

Aus
hat soeben
Spencer, g
rückkehr
reist ist.
nem Erhol
ter ging ei
von einem
Gespäch v
sprang er
daß die F
Fahrt war
hatte sich
freiwillige
drahtloze
mal seinen
Verschwind
rend der
dung aus
konnte nur
fuhr er so
er gerade
land zu be
und über
sundheit ab
wohl getan

Frau —
verdiene

Wieble

zu spreche
könnte in

„Man
fort, „wen
zu weit me
ja, und da
wird er still
wie ich's fi
Nicht bei
nicht so wa
nicht über
wachsen; u
ausenne, z
mirs doch
Karen, das
nicht echt a
und nur sou
natürlich.
Augen streu
ist das?
und winzig
so 'ne bide,
— ach, da i
alles klar
mit allem,
und Aug.
sondern blo

„Ach, r
Mädchen gl
„Nein,
schlecht —“

die Sie ihr mit Ihrer Flucht schlecht vergalten," bemerkt der Richter tadelnd. „Aber sie küßt mich fortwährend; nicht einmal die Zeitung kann ich mehr lesen, wenn ich am Abend von der Arbeit heimkehre.“ Aber der Richter ist unbittlich. „Für Ihre Schuld gibt es keine Milderungsgründe; wir werden Sie in Haft behalten, bis Sie tausend Dollar Kaution stellen.“ Der Angeklagte senkt den Kopf: „Meine Frau ist fünfzig Jahre alt.“ In der gestrigen Miene des Richters dämmert schüchtern ein menschliches Begreifen. „Ah!“ sagt er kurz. „Vor mir hat sie schon zwei Gatten besessen.“ Und nun schlägt die Stimmung des Richters um. Man begreift die Schreden des Seelenkisses. Gerace M. Leedom aber wird freigesprochen. Das Gesetz normiert das Höchstquantum der Dauerkasse auf täglich sechs.

Könige als Geschäftsleute.

Mit dem jüngst bekannt gewordenen Plan des Kaisers, die Herstellung keramischer Waren in Kabinen auszubauen und sie durch die Eröffnung einer Verkaufsstelle in Berlin dem Handel in größerem Umfange zugänglich zu machen, folgt der Monarch, so schreibt „La Sera“, nur dem Beispiel anderer gekrönter Häupter. Denn abgesehen von der Porzellanherstellung, die in früheren Jahren fast ausschließlich das Privilegium gekrönter Häupter war und die mehr als Luxus, denn als Erwerbsmittel betrieben wurde, fehlt es nicht an regierenden Fürsten, die auch als Geschäftsleute Einnahmen aus dem Handel nicht verschmähen. König Leopold ist als ein großzügiger Geschäftsmann berühmt, aber er würde es wohl ablehnen, ein Konkurrent des Königs Peter von Serbien zu werden, der noch heute der Besitzer eines alten Barbierladens in Belgrad ist. Das kleine Geschäft war seit alterher Eigentum der Familie Karageorgewitsch, und nur die alte Familien tradition ist es, die den König bestimmt, den Laden nicht zu veräußern. Der König von Serbien ist übrigens auch Teilhaber einer chemischen Fabrik und eines großen Automobilunternehmens. Die Königin von Rumänien, Carmen Sylva, ist nicht nur eine berühmte Schriftstellerin, sondern betreibt auch unter ihrem eigenen Namen zwei Verlagsgeschäfte, das eine in Budapest, das zweite in Paris. Auch die Königin Amelia von Portugal ist Inhaberin eines Geschäftes, einer Apotheke, aber hierbei handelt es sich nicht um kaufmännische Gewinne, sondern um ein Wohltätigkeitsunternehmen, das den Armen und Bedürftigen Arzneien umsonst liefert.

10000 Kilometer aus Versehen gereist.

Aus London wird berichtet: Eine sonderbare Reise hat Joeben ein englischer Geistlicher, der Rev. R. J. Whaley Spencer, gemacht, der in diesen Tagen nach Liverpool zurückkehrt, nach dem er wider Willen 10 000 Kilometer gereist ist. Am 21. Februar war er nach Madeira zu einem Erholungsurlaub gekommen, und fünf Tage später ging er an Bord des Dampfers „Araguaya“, um sich von einem abreisenden Freund zu verabschieden. In ein Gespräch vertieft überhörte er die Abschiedsreden, und er sprang erst erschrocken auf, als er plötzlich gewahr wurde, daß die Maschine arbeitete und das Schiff in voller Fahrt war. Aber es war schon zu spät, der Dampfer hatte sich bereits weit vom Lande entfernt, und der unwillkürliche Reisende mußte die Fahrt mitmachen. Da keine drahtlose Telegraphie an Bord war, konnte er nicht einmal seinen Verwandten Nachricht geben, um sie über sein Verschwinden zu beruhigen. Nach achtstägiger Fahrt, während der er sich von der Besatzung Wäsche und Kleidung ausleihen mußte, erreichte er Pernambuco und konnte nun endlich nach Hause telegraphieren. Von dort fuhr er sofort im Schiff weiter nach Bahia, und hier hatte er gerade zwei Stunden Zeit, das südamerikanische Festland zu besuchen, ehe er mit der „Thames“ wieder abfuhr und über Lissabon nach Hause zurückkehrte. Seiner Gesundheit aber hat diese unwillkürliche lange Seefahrt ebenso wohl getan wie eine Kur in Madeira.

Frau — ich glaube, die bekomme ich nie — die verdiente ich gar nicht —

Wiebte trippelte befangen neben ihm und wagte nicht zu sprechen, weil sie fürchtete, das Pochen ihres Herzens könnte in der Stimme nachklingen.

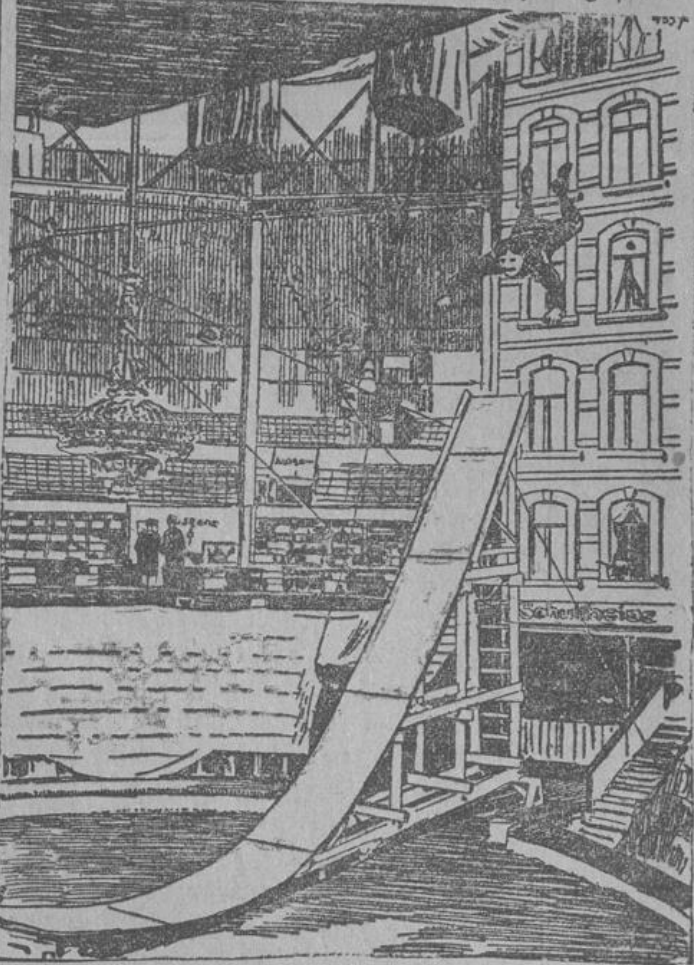
„Manchmal ist's nicht mal gut,“ fuhr Odo unsicher fort, „wenn die Binde, die jeder mit sich herumträgt, zu weit weggezogen wird. Er sieht dann leicht zu hell, ja, und das viele Licht, das blendet ihn. Und dann wird er still und klein. Ich kann das nicht so ausdrücken, wie ich's fühle. Und 's ist mir auch nicht immer so. Nicht bei allen gleich. Karen, nein, die ist mir auch nicht so was Helles und Blendendes, und die fühle ich nicht über mir stehen. Ah nein, der bin ich schon gewachsen; und wenn ich mich auch nicht immer bei ihr auskenne, zum Beispiel, wie sie zu Behrend ist, da fit mir's doch immer, als wenn ich ihr sagen könnte: Weißt, Karen, das, was ich nicht verstehe an Dir, das ist auch nicht echt an Dir, und bloß darum ist's mir fremd — und nur soweit bist Du wie ich, so weit ist's auch echt und natürlich. — Also die kann mir keinen Sand in die Augen streuen, auch nicht mit ihrem Stolz. Meinst, sie ist das? Ich glaube, die wird auch noch mal klein und winzig und demütig. Da ist 'ne Borte herum, so 'ne Binde, die erst weg muß. Aber bei Deiner Schwester — ach, da ist alles Kern und Gesundheit und Natur. Und alles klar und rein und wahr. Die liebt den Jüts mit allem, was sie tut und sagt, mit Hand und Mund und Aug'. Und die darf stolz sein, weil sie's nicht ist, sondern bloß einfach und glücklich und tüchtig.“

„Ach, wenn sie das hören könnte!“ hauchte das Mädchen glücklich.

„Nein, das könnte ich ihr nicht sagen. Das wäre schlecht.“

Das Unglück im Zirkus Busch zu Berlin.

Im Zirkus Busch zu Berlin vollführte allabendlich der Italiener Gabbini aus der Höhe des sechsten Stockwerkes eines Berliner Mietshauses einen Sprung auf eine glatt polierte Rutschbahn, auf die er mit der Brust aufschlug. Kurz bevor er die Erde erreichte, überschlug er sich und kam dann auf die Beine zu stehen. Fast einen



Monat hindurch war das kühne Wagnis, das hier zuerst ausgeführt wurde, gelungen, bis am vergangenen Sonntag Gabbini infolge schiefen Absprungs nicht mit der Brust, sondern mit dem Unterleib auf die Rutschbahn aufschlug. Er hat daher so schwere innere Verletzungen davongetragen, daß er bald darauf im Krankenhaus starb.

Allerlei.

Eine verunglückte Abschiedsrede. Oberst v. M. war — so erzählt man der Tögl. R. — kein Freund von langen Reden; wenn er seinen Untergebenen etwas sagen wollte, so sagte er dies in der denkbar kürzesten Form und lobte sowohl die Tadel bestand nur aus zwei oder drei Worten, mit denen er dann aber jedesmal das Richtige traf. Nachdem der Oberst mehrere Jahre das Regiment befehligte hatte, wurde er mit der Führung einer Brigade beauftragt und er mußte von dem ihm lieb gewordenen Regiment scheiden. Er wußte, daß er bei allen seinen Untergebenen sehr beliebt gewesen war und er nahm sich vor, wenn er sich vom Regiment verabschiedete, gegen seine sonstige Gewohnheit einige Worte mehr zu sagen und besonders zum Ausdruck zu bringen, wie gern er an der Spitze des Regiments gestanden habe. Als das Regiment auf dem Kasernenhofe im offenen Viereck aufgestellt war, trat der Oberst in die Mitte, um seine wohlüberlegte Abschiedsrede zu halten: „Satz! ...“ begann er — aber weiter kam er nicht, denn wie aus einem Munde rief das ganze Regiment in herzlichem Tone: „Adie, Herr Oberst!“

Der Durchstich des Ridentunnels. Die letzten 10 Meter des schweizerischen Ridentunnels sind am Montag durchschlagen worden. 22 Kanonenschüsse veränderten der Gegend das Ereignis, zu dessen Feier die umliegenden Ortschaften am Mittwoch eine Festlichkeit veranstalteten. Der

„Doch nicht schlecht —“

„Doch, doch! Ich sag's ja auch bloß zu Dir. Und auch bloß, damit Du sehen kannst: ich kenne sie. Ich kenne sie jetzt. Früher — ach früher. Da hätte ich das noch nicht verstanden, da war ich stumpf und blöde gewesen. Da hab' ich doch auch Dich — hab' ich Dich gekannt? Wiebte.“

Er atmete tief und zitternd.

„Wiebte, in der Kirche — heute früh — da warst nur Du. Und bei Behrend — Du, Du! Und Du wie Deine Schwester! Wiebte, ich hab' kein schlechtes Herz — ach, wenns Dir gut genug sein könnt' — wenn ich Dich da einschließen und drin behalten dürft' — immer — immer.“

Er fühlte das Mädchen plötzlich schwer an seinem Arm und hörte ein heftiges Schluchzen.

„Wiebte!“ stammelte er erschrocken. „Wiebte, bist Du mir — nicht gut —?“

„O Du! O — Odo!“

Ihr ganzer schlanker Körper flog, und die Arme legten sich weich um seinen Hals, und der blonde Kopf lehnte an seiner Brust.

Eine berauschende Seligkeit durchströmte ihn.

„Wiebte!“ rief er trunken in die Nacht und ihr Brausen hinaus, und voll Zärtlichkeit und Liebe: „Wiebte, Lieb! Lieb!“

Er hielt sie umschlungen und suchte ihren Mund zum ersten lebenden Kuß.

„Wiebte! O, nun ist mir nicht bange, daß ich nicht werd' wie die andern, die Glücklich und Tüchtigen! Du, Du hebst mich hoch, so hoch — o, wie dank ich Dir! Und morgen, gleich morgen sage ich's Vater — und dann komm ich zu Dir, zu Jens — und dann bist Du meine Braut — ach, und durch ganz Hegebüll

Tunnel ist der viertgrößte der Schweiz, 8604 Meter lang und verbindet Wattwil und Kaltbrunn am oberen Ende des Rütli-Sees. Er durchsticht den sanften Höhenzug des Rütli und ist namentlich als direkte Fortleitung der im Bgu begriffenen Bodensee-Toggenburg-Bahn gedacht.

Ein unerwarteter Rennsieg. Das Grand-National-Rennen, nach dem Derby das Rennen, welches in England am meisten Aufregung hervorruft, wurde am Freitag von dem amerikanischen Pferde „Rubio“, welches dem Major Douglas Pennant gehört, gewonnen. Wie unerwartet der Sieg war, ist daraus zu ersehen, daß auf das Pferd 66:1 gewettet wurde. Die Buchmacher dürften durch den unerwarteten Sieg kleine Vermögen eingebüßt haben. „Rubio“ hat einen merkwürdigen Lebenslauf gehabt. Das Pferd wurde in Amerika gezüchtet und kam vor zwei Jahren nach England, wo es für den geringen Preis von 18 Guineen verkauft wurde. „Rubio“ wurde schließlich Karrenpferd. Ein Wirtshausesbesitzer entdeckte, daß das Pferd ein guter Traber war, und machte es zum Wagenpferd. Major Douglas Pennant fand Gefallen an ihm und benutzte es bei Sechlagden.

Die Frau mit den drei Ehemännern. In dem durch seinen „falschen Hauptmann“ berühmt gewordenen Roman wurde eine vierzigjährige Frau in das Untersuchungsgefängnis eingeliefert, die zu gleicher Zeit mit drei Ehemännern verheiratet gewesen ist. Aus den Ehen mit den beiden ersten Lebensgefährten sind mehrere Kinder hervorgegangen. Beide Ehemänner und sämtliche Kinder hatte die betrauerte Frau verlassen und sich vor einigen Wochen mit einem dritten Mann vor den Traualtar gestellt. Schlicht verwahrte Papiere, die dem dritten Ehegatten zu Gesicht kamen, brachten die Geschichte ans Tageslicht.

Humoristisches.

Furchtbare Rache. Frau Goldfuß: „Säre, Männchen, unser saubere Herr Schwiegerjohn in spe hat Dich neulich eine Null genannt.“ — Herr Goldfuß: „Na, warte, mein Bester, diese Null soll Dir teuer zu stehen kommen; ich werde sie Dir hinten von der Mittgitt abstreichen.“

Theaterfreunde in Berlin. Er: Wat hältst du von Lohenjrin? — Sie: Det kenn id nich, aber res lebsajrien hab id sehr jerne!

Im Liebhabertheater. „Die Schauspieler wenden sich beim Sprechen alle meinem Plage zu; oder ist das nur Einbildung von mir?“ — „Durchaus nicht; wir anderen haben nämlich alle Freibilletts; Sie sind der einzige, der bezahlt hat!“

Aus der Töchter Schule. Oberlehrer: „Nun, wie heißen denn die Einrichtungen, die es uns ermöglichen, Auskunft über Herkunft, Ruf, Vermögensverhältnisse usw. einer Person zu erlangen?“ — Thekla: „Kaffeebränzchen!“

Ein Lied von Rubinstein. („... O, Lenz, wie bist du so wunderschön!“) Bei Serenissimus war Hofkonzert. Die Kammerjägerin Schmelzer entzückte wie gewöhnlich ihr hohes Auditorium durch ihre seelenvollen Liedervorträge. Nachdem sich der Beifall gelegt hat, wird sie von dem Serenissimus mit einer Ansprache beehrt: „Wirklich ganz vortrefflich gesungen; hätte nur einen Formfehler zu rügen: Sie müssen mich unter allen Umständen mit „Soheit“ anreden, habe ganz deutlich gehört, wie Sie gesungen haben: O Exzellenz, wie bist du so wunderschön!“

Zu höflich. Gutsbesitzer: Ich bitte um eine Zehn-pfennigmarke. — Postverwalter (devot): Wollen Sie sie gleich mitnehmen, Herr Baron, oder darf ich Sie Ihnen zu schicken?

Boshafte Zustimmung. „Ich sehne mich wirklich nach dem schönen Frühling.“ — „Kein Wunder! Ihre Pelzgarntur ist auch nicht mehr besonders!“

Straußenmagen. Gatte (welcher versucht, einen von seiner Frau gebakenen Kuchen zu essen): „Ich wollte, ich wäre ein Strauß!“ — Gattin: „Das wünschte ich auch, dann hätte ich wenigstens ein paar neue Federn für meinen Hut!“

will ich's jubeln, daß doch keiner so glücklich und reich ist wie ich! Lieb! Lieb! Ist das nicht ein Wunder? Ein heiliges Wunder? So im Sturm? So von einem Morgen bis zum Abend? Im Sturm! Lieb, horch auf die See. So stürmt's in meiner Brust! Aber selig, selig ...“

„Odo!“

Ihr Glüdsrausch war nicht minder beschwingend. (Fortsetzung folgt.)

Haitianische Mannesjucht.

Der neue haitianische Zwischenfall hat die Aufmerksamkeit auf die „Armee“ gelenkt, von der es hieß, sie werde „bis zum letzten Atemzuge“ kämpfen. Schnurrig genug, wenn man das folgende Stücklein liest, das die haitianische Zeitung den eigenen Angaben des amerikanischen Malers Henry Danbham nachzählt, der mehrere Jahre in Haiti gelebt hat: Als eines Tages der Kommandant der Armee die Truppen von Gonaves besichtigte, fragte mich ein Irlander, der in meiner Begleitung war: „Möchten Sie sehen, wie ich die ganze Bande auseinander treibe?“ Ich sagte: „Natürlich!“ Der Irlander nahm darauf fünf Silberstücke aus der Tasche und schleuderte sie mit einem gellenden Rufe in die Luft. Sogleich sprangen alle Mannschaften der Truppe aus dem Gliede und machten verzweifelte Anstrengungen, das Geld zu finden. Nach einem kurzen heftigen Gefümmel war die Ruhe wiederhergestellt. Zwei Silberstücke waren in den Besitz der Truppe geraten, die übrigen hatte der Kommandant erbeutet. Dieser befahl darauf, daß der Irlander verhaftet werde, weil er in Gegenwart eines angehenden Fremden die Armee von Haiti in Miskredit gebracht habe. Der angehende Fremde war ich. Mein Freund wurde zu drei Wochen Gefängnis verurteilt, aber fünf andere Silberstücke und eine Flasche Rum brachten die Sache in Ordnung, und er war nach 20 Minuten wieder bei uns.

Knappschaffsweisen und

Arbeiterversicherung.

(Unter dieser Rubrik werden alle uns aus dem Referat eingehenden Anfragen, soweit sie bergmännische Angelegenheiten und Angelegenheiten der allgemeinen Arbeiterversicherung betreffen, prompt und zuverlässig beantwortet. Nachdruck, auch im Auszuge, verboten.)

Krankenkassenangelegenheit.

Unter dem Merkzeichen S. B. Nr. 52 erhalten wir folgende Anfrage: Muß einem Mitgliede der Ortskrankenkasse, das wöchentlich 85 Pfg. Beitrag zahlt, neben der Krankenhauspflge auch noch ein Krankengeld gewährt werden, wenn das Mitglied unverheiratet ist? Für wieviel Wochen hastet die genannte Kasse in Krankheitsfällen?

Die Gewährung eines sogenannten Taschengeldes an unverheiratete Kassenmitglieder im Falle der Krankenhauspflge gehört nicht zu den gesetzlich vorgeschriebenen Mindestleistungen. Als solche sind im § 6 des Krankenversicherungs-gesetzes vorgeschrieben: 1. vom Beginn der Krankheit ab freie ärztliche Behandlung, Arznei, sowie Brillen, Bruchbänder und ähnliche Seilmittel; 2. im Falle der Erwerbs-unfähigkeit vom dritten Tage ab für jeden Arbeitstag ein Krankengeld, endend spätestens mit dem Ablauf der 26. Woche nach dem Beginn der Krankheit. Anstelle dieser Leistungen kann freie Kur und Verpflegung in einem Krankenhaus gewährt werden. Hat der in einem Krankenhaus Untergebrachte Angehörige, deren Unterhalt er bisher aus seinem Arbeitsverdienst bestritten hat, so ist nach § 7 neben der Krankenhauspflge eine Angehörigenunterstützung zu gewähren. Auf diese Geldunterstützung haben unverheiratete Mitglieder, die keine Angehörigen zu unterstützen haben, keinen gesetzlichen Anspruch. Es ist den Ortskrankenkassen aber unbenommen, durch Statut zu bestimmen, daß auch solchen Mitgliedern eine Zulage bis zu einem Viertel des durchschnittlichen Tagelohnes gegeben wird. In Ihrem Falle wird es also nach dem Wortlaut der Satzungen Ihrer Ortskrankenkasse ankommen, ob Sie ein Krankengeld beanspruchen können, oder nicht. Sieht das Statut ein solches Taschengeld vor, dann ist die Ortskrankenkasse nicht befugt, es Ihnen vorzuenthalten, falls hierfür nicht besondere Gründe vorliegen.

Wetten Sie in M. Sie sagen, unter vielen Vergleichen sei die Meinung verbreitet, daß die Knappschaff der Stadt Bochum Kapital zu 1 bis 2 Prozent überlassen habe. Diese Meinung ist, wie Sie ganz richtig angenommen haben, irrig. Die bei dem allgemeinen Knappschaffsverein untergebrachte Anleihe der Stadt Bochum wird, wie aus der Vermögensübersicht des Allgemeinen Knappschaffsvereins ersichtlich ist, mit 3½ Prozent verzinst. Bei neueren Anleihen wurden sogar 4 Prozent und darüber erzielt.

Leser in S. Der Antrag ist an den Knappschaffs-ältesten zu richten. Das Gewerbegericht hat mit den Knappschafflichen Ansprüchen nichts zu schaffen. Es entscheidet lediglich in Streitfragen, die sich aus dem Lohn- oder Arbeitsverhältnis ergeben.

Nach B. a. l. Eine Abfindung kann nur solchen Knappschaffsinvaliden und Witwen abgebilligt werden, die ihren Wohnsitz dauernd außerhalb des Deutschen Reiches verlegen.

CK. Die Etikette am Zarenhofe.

„Es gibt nur eine bedeutende Person in meinem Reiche und das ist die, mit der ich spreche, und nur so lange, als ich mit ihr spreche.“ Dieser stolze Ausspruch, den Zar Nikolaus I. einmal gegenüber seinem Minister, dem Grafen Nesselrode, fallen ließ, charakterisiert am treffendsten den von jenem Geiste durchdränkten Inhalt der russischen Hofetikette, der seine Ursprünge weit zurück in jenen Zeiten findet, da Byzanz noch der Hauptkulturträger des östlichen Europas war. Alle Größe, alle Macht und aller Glanz, so schreibt R. Vong im „American“, vereinigt sich in der geblühten Person des Monarchen und von ihm aus strahlen sie zurück auf jene, die der Person des Monarchen sich nähern dürfen. Nicht

Abstammung, nicht Reichtum und nicht Tradition entscheiden über den Zutritt zum Zarenhofe; nur der Rang und das Amt, das der Zar dem Einzelnen gewährt, öffnet die Türen zu den Hofgemächern, und der kleine Bauer, den der Zar in eine hohe Rangstufe versetzt hat, darf die Schwelle überschreiten, die den Angehörigen altadeliger und fürstlicher Geschlechter unerschwingbar bleibt, solange sie im Dienst des Staates, der Verwaltung oder der Armee nicht einen gewissen Rang einnehmen. In diesem Sinne ist der russische Hof wohl so demokratisch, wie kein anderer Monarchenhof, und in Rußland leben eine Reihe von alten Fürstenhäusern, die nie die Ehre genossen haben und genießen werden, dem Kaiser Auge in Auge gegenüberzutreten. Auch die Zarin ist streng an die alte Etikette gebunden: sie darf nur Damen empfangen, deren Gatten im Staatsdienst einen gewissen Rang einnehmen. Die reichen Amerikanerinnen, die berühmte Träger altrussischer Adelsnamen geheiratet haben, sind schon oft dadurch enttäuscht worden, daß ihnen auf Grund der alten Sitte der Empfang am Zarenhofe verweigert worden ist und selbst die Enkelin des Admirals Grant mußte dies Schicksal teilen. Als Amerikanerin und als Enkelin des berühmten Generals würde die Zarin, so wurde ihr bedeutet, sie mit dem größten Vergnügen empfangen haben; nun aber, da sie die Gattin eines russischen Fürsten sei, der nach der Etikette kein Recht habe, am Hofe zu erscheinen, wäre an ihren Empfang nicht zu denken. Und die Anschauung, die aus dieser Abweisung spricht, bildet heute den Kern der russischen Hofetikette, in der die Aristokratie an sich nichts bedeutet, der „Noblesse“, der Beamte, aber alles. Auch vor dem Familienleben macht diese Etikette nicht Halt, der Zar bleibt immer der Oberste, und um dies auszu-drücken, muß er auch seiner Frau gegenüber jene Höflichkeit unterdrücken, die sonst im Westen als der selbstverständliche Tribut an das weibliche Geschlecht angesehen wird. Er tritt oder verläßt seinen Raum vor seiner Gemahlin, die immer nur ihm folgen darf, er setzt sich zuerst zur Tafel, ihm wird zuerst serviert und er gibt das Zeichen zum Aufbruch. Fast alle Photographien des Zarenpaares zeigen den Monarchen sitzend, die Zarin aber aufrecht neben ihm stehend. Bei den Empfängen, bei denen auch Personen von mittlerem Rang zugelassen werden, darf der Kaiser sich niemals zu einem Händeschütteln herablassen, während der Kaiserin das Recht zusteht, dies nach ihrem Gutdünken zu tun. So darf die Kaiserin auch mit Russen aller Rangklassen in Briefwechsel treten; Nikolaus II. empfängt nur Briefe und beantwortet nur die auswärtigen Herrscher. Die Theorie verbietet jeder Person, sich in der Gegenwart des Monarchen zu setzen, und nur die Festmahlzeiten werden als Ausnahmen anerkannt. In der Praxis freilich wird diese Regel oft durchbrochen und die fremden Botschafter werden meistens eingeladen, Platz zu nehmen. Anders aber verhält es sich mit den Russen und selbst die Minister dürfen nur beim Staatsrat in Gegenwart des Monarchen sitzen. Allwöchentlich, wenn die Minister dem Zar Bericht erstatten, müssen sie während der Audienz stehen und das einzige, was die Höflichkeit des Zaren erlaubt, ist, daß er selbst während der Unterredung eine zeitlang aufrecht stehen bleibt. Nur einmal im Jahr gibt es eine Ausnahme; es ist nach dem mitternächtigen Obergottesdienste, wo der Zar die Großfürsten und einen oder zwei seiner Lieblingsdiener läßt und von dem Hofkaplan dreimal geküßt werden darf. Auch in der Stellung, die die Zarin und die Zarin-Mutter im Hofleben einnehmen, leben alte orientalische Traditionen fort. So hat die Zarin-Mutter den Vortritt vor ihrer Schwiegertochter und bei allen öffentlichen Feierlichkeiten steht sie zur Rechten des Monarchen. Die Tradition freilich bestimmt, daß an dem Tage, da die Gemahlin des Zaren einem männlichen Erben das Leben gibt, der Vortritt an sie übergeht. Allein die Zarin-Mutter besteht auf ihrem früheren Rechte und auch bei der Eröffnung der ersten Duma sah man sie zur Rechten ihres Sohnes. Der Konflikt schwelt noch heute und erst vor kurzem reiste die Zarin-Mutter nach Dänemark ab, um der Eröffnung der Petersburger Gedächtnisfeier aus

dem Wege zu gehen, weil die Zarin auf ihrem Recht des Vortritts bestand. Die Etikette schreibt auch vor, daß niemand vor dem Zaren in Ziviltracht erscheinen darf. Nur die Bauerndeputation und der amerikanische Botschafter nehmen hierin eine Ausnahmestellung ein. Jeder russische Beamte hat seine Galauniform und in anderer Kleidung darf er dem Monarchen nicht vor die Augen treten. Das sind wohl die prachtvollsten und reichsten Uniformen, die europäische Höfe kennen. Die Hofwürdenträger führen übrigens deutsche Titel, sie heißen Zeremonienmeister, Jägermeister, Kammerherr oder Kammerjunker. Alexander II., dessen Abneigung gegen Deutschland bekannt ist, versuchte diese Titel ins Russische zu übertragen, aber das Ergebnis war derart, daß er von seiner Reform bald abstand. Bei allen großen Gelegenheiten tragen die Damen, die bei Hofe erscheinen, ihr malerisches altrussisches Nationalkostüm mit jener prunkvollen, unförmigen Kopfbedeckung, der Kokoschnit, die oft für sich allein ein Vermögen repräsentiert. Denn sie ist über und über mit kostbaren Brillanten und Perlen besetzt, und die Kopfbedeckung der Zarin Alexandra bedeutet allein ein Vermögen von über 6 Millionen Mk. Diese „Nationalkostüme“, in denen das Zarenpaar sich auch mehrfach hat photographieren lassen, sind im Grunde übrigens stark modernisiert und abgesehen von der altrussischen Kopfbedeckung der Abglanz modernster Pariser Mode und das Werk Pariser Modedüffler.

* Später Lohn.

Eine romantische Geschichte aus dem Leben wird aus New York berichtet: Ein armer Landarbeiter von White Bluffs in Washington, Peter Andersen, sieht sich jetzt plötzlich als Erbe eines Vermögens von nahezu 1½ Millionen, die zu besitzen er wohl nie im Leben sich träumen ließ. Andersen lebte in den ärmlichsten Verhältnissen und da er das Geld für Tapeten nicht aufbringen konnte, so hatte er die Wände seines bescheidenen Zimmers mit Zeitungspapier beklebt. Als eines Tages sein Blick auf den Zeitungsblättern haften blieb, bemerkte er eine Annonce, in der er gesucht, und um Nachrichten über seinen Aufenthalt gebeten wurde. Er schrieb eine Antwort und erfuhr darauf, daß er der Erbe eines bedeutenden Vermögens sei, und zugleich wurde ihm ein Vorläufer überliefert, der es ihm ermöglichte, nach New York zu reisen und die Erbschaftsangelegenheit zu ordnen. Hier erfuhr er auch, wer ihm das Glück zugefallen. Andersen, der geborene Däne ist, war im Jahre 1873 nach Amerika ausgewandert. Er machte die Ueberfahrt auf dem Schiffe „W. J. Gottfr.“ mit, das an der Küste von Neu-Fundland scheiterte. Er war ein ausgezeichnete Schwimmer und während des Schiffbruchs rettete er einen ertrinkenden Passagier, Peter Knudsen, und hielt ihn so lange über Wasser, bis sie ein Wrackstück erfassten, mit dessen Hilfe sie schließlich die Küste erreichten. Nach vielen Entbehrungen fanden die beiden Geretteten schließlich nach New York, wo ihre Lebenswege sich trennten. Andersen ging landeinwärts und fristete als armer Landarbeiter sein Dasein, Knudsen arbeitete sich empor und verdiente durch ein großes Sandgeschäft Millionen. Er hat seinen Lebensretter nicht vergessen, und als er kürzlich kinderlos verstarb, setzte er ihn zum Erben seines bedeutenden Vermögens ein.

* Zopfpflege und Etikette in China.

Die Nachricht, daß die Kaiserin-Witwe Tzu-tsi die Absicht habe, ihren Untertanen das Tragen des Zopfes zu verbieten, stößt bei allen Kennern der Verhältnisse im Osten auf berechtigtes Mißtrauen. Daß die Kaiserin die Persönlichkeitspolitik, einen einmal gefassten Entschluß auch um jeden Preis durchzuführen, ist genugsam bekannt, aber in diesem Falle würde sie voraussichtlich eine furchtbare Revolution hervorrufen, denn lieber opfert der Chinese sein Leben, als seinen Zopf. Die europäische Bevölkerung verknüpft den Chinesen unlösbar mit seinem langen dünnen Zopfe, und dabei wird oft vergessen, daß diese Sitte erst vor fünf oder sechs Jahrhunderten in China eingeführt wurde. Noch heute sind die Anfänge der Sitte nicht völlig geklärt, aber im allgemeinen nimmt man an, daß die

Wie man zu seinem Ziele kommt.

(Fortsetzung)

„Sie mühten doch den bisher betretenen Weg verlassen, Herr Marquis, und Ihr Glück auf einem anderen versuchen. Wenn Sie nicht in Versailles bis zum König bringen können, so mühten Sie versuchen, ihm anderwärts zu begegnen, z. B. bei der nächsten großen Jagd im Walde von Fontainebleau, die am kommenden Montag abgehalten werden soll.“

„Parbleu, die Sache ist nichts, Cavaois! Für jemanden, der nicht zum Hofe selbst oder zu den Eingeladenen gehört, ist es sehr schwer und sogar gefährlich, sich unter die königliche Jagdgesellschaft zu mischen. Ich habe einen Bekannten, der das einmal wagte. Er erhielt sogleich Erlaubnis, sich einige Wochen lang eine der neuen Kasematten von Vincennes von innen anzusehen.“

„So versuchen Sie es durch eine Kriegsliste! Es wäre doch eigentümlich, wenn ein alter Offizier, der unter Turenne und Kondée gegen Montecuculi kämpfte und in allen möglichen Listen des Krieges sehr erfahren ist, nicht eine Finte sollte ausfinden können, um damit den Hof von Versailles, den Finanzminister und den Oberjägermeister ins Netz zu locken!“

„Mordieu!“ rief der Edelmann, von der Idee überrascht, „der Gedanke läßt sich hören! Es müßte ein origineller Streich sein, der womöglich nicht nur den Hof, sondern ganz Frankreich in Erstaunen setzt!“

Nach diesem verabredete sich der Marquis von dem Tafelbader. Er verließ die Rückengewölbe und gleich darauf das Schloß von Versailles, holte sein Pferd, das er in dem Stalle eines bescheidenen Gasthauses in der

Stadt untergebracht hatte, und machte sich auf den Heimweg.

Er war noch nicht weit über Palaiseau hinausgekommen, als auch schon die Bewegungen des Harttrabers seine Gedanken mächtig in Trab brachten. Eine Idee dümmerte in seinem Geiste auf, eine kühne, eine originelle, eine erstaunliche Idee.

„So wird sichs machen lassen.“ brummte er zufrieden vor sich hin, indem er vorwärts ritt. „Beim großen Konde, mag danach kommen, was da will, ich werde meinen Plan ausführen!“

Als er in Fontainebleau angelangt war, lieferte er dort das geliebte Pferd an den Besitzer desselben ab und machte sich dann zu Fuß auf den Weg nach dem Dörfchen Grandard, welches er nach einer Stunde rüstigen Gehens erreichte. Sowie er in seiner armenförmigen Wohnung angekommen war, rief er seinen Diener Baptiste.

Der alte treue Baptiste hatte es bei dem Herrn v. Moug in früheren Zeiten so gut gehabt, daß er sich nun in den Tagen der Trübsal nicht von seinem Gebieter trennen konnte. Er trug gerne dessen alte schäbige, geflickte Livree und beklagte sich niemals über den permanent herrschenden Mangel im Haushalt. Vielmehr bemühte er sich in seiner vielfachen Eigenschaft als Kammerdiener, Koch, Kellermeister, Gärtner und Portier, die schmalen Mittel des Marquis weislich zu Rate zu halten, um damit auszukommen. Er war ein großer und trotz seines Alters und seiner weißen Haare noch ein kräftiger Mann mit klugen freundlichen Augen, ein geborener Bretoner, und seinem Herrn so unverbrüchlich ergeben wie ein treuer Hund.

„Baptiste!“ sagte der Marquis zu seinem Diener, als dieser ihm die Reitstiefel auszog, „endlich sind wir auf dem Wege, unser Glück zu machen.“

„So hätte der gnädige Herr also diesmal Erfolg gehabt in Versailles?“

„Nichts weniger, Baptiste. Aber — Mordieu! — ich habe in Versailles eine Idee gefunden und unterwegs auf dem Heimritt einen Plan ausgeheckt, der wohl gelingen kann, sofern Du nur dabei Deine Pflicht und Schuldigkeit tun willst. Denn Du wirst ebenso viel Beschäftigung dabei bekommen, wie ich, und gewissermaßen wirst Du die Hauptperson sein.“

„Sie wissen, gnädiger Herr, daß ich bereit bin, für Sie durchs Feuer zu gehen, wenn Sie es wollen. Wenn der Erfolg nur von meinem Eifer und meiner Mitwirkung abhängt, o, dann ist er gesichert! Selbst wenn Gefahr dabei wäre, so sollte mich das nicht kümmern!“

„Ja, dann lausche andächtig! Ich will Dir erklären, um was es sich handelt, Du guter und getreuer Knecht!“ Als der Marquis seine Erklärung vom Stapel gelassen hatte, war Baptiste eine Weile vor Staunen außer sich. Er schaute besorgt seinen Herrn an, gleichsam, als befürchte er, bei diesem Symptome des Wahnsinns hervorzubrechen zu sehen. Allein der alte Edelmann sah so ruhig, so gleichmütig, so vernünftig aus wie immer, und sprach so verständig über einen der tollsten Pläne, die jemals ausgeheckt worden sind, als sei derselbe ein alltägliches Kriegsmanöver des großen Turenne.

Am Montage nach den vorstehend geschilderten Ereignissen fand im Walde von Fontainebleau die schon angekündigte große königliche Parforcejagd statt. Ludwig 14., der wöchentlich einmal eine solche Jagd zu veranstalten pflegte in den Wäldern zu Marly, St. Germain und Fontainebleau, jagte vorzugsweise gerne den König der Wälder, den Edelhirsch. Die Hölflinge, welche

Mode durch die eroberten Mandfchu nach China verpflanzt wurde. Wie die Natur zu erzählen weiß, mußten die neuen Herrscher zu eigenartigen Mitteln greifen, um die Chinesen mit der neuen Haartracht auszuföhnen: es erschien ein Edikt, das allen Verbrechern verbot, das Haar zu flechten. Damit wurde mit einem Schlage der Zopf zum Symbol der Unbescheidenheit, und noch heute ist die Haartracht für den Chinesen jener Teil des Neuherrn, den er mit der größten Sorgfalt pflegt und hütet. Wie arm ein Chineser auch sei, keine Entbehrungen wird er scheuen, um die Summe zusammen zu sparen, die es ihm ermöglicht, zum mindesten alle vierzehn Tage einmal den Friseur aufzusuchen. In den Vorstädten der großen Städte, gewahrt man an jeder Ecke die kleinen Läden oder die fliegenden Wagen in denen die Friseur unter freiem Himmel ihre Kunst ausüben. Die Operation dauert sehr lange, denn sie beschränkt sich keineswegs auf das Flechten des Zopfes. Zuerst werden Stirn, Schläfen und Nacken rasiert, wobei sich der Friseur eines primitiven Gerätes bedient, das für den Europäer das Aussehen eines alten Stüdes Bruchseisen hat. Der Gebrauch von Seife ist unbekannt und wird durch warmes Wasser ersetzt. Mit derselben Eisenherbe werden auch die wenigen Haare an Arm und Oberlippe abgeschabt. Dann wendet sich die Aufmerksamkeit des Haarflüsters zu den Wimpern, die ebenfalls abstrastet oder ausgezupft werden. Die häufigen Augenentzündungen, denen man in China begegnet, sind nicht zum geringsten Teile auf diese seltsame Sitte zurückzuführen. Dann werden die Ohren behandelt, jedes Kästchen poliert und ausgewischt, und erst wenn all diese Vorarbeiten vollendet sind, schreitet der Haarflüster zum Ausflechten und zum Flechten des Zopfes. Mit dem Haare wird dann ein buntes Band verknüpft, dessen Farbe der Kunde zu wählen hat; aber nicht der Geschmack entscheidet, sondern die Etikette, die bis ins Kleinste geregelt ist. Über neben diesen kleinen Haarflüstern, die auf den Straßen die Toilettenbedürfnisse des niederen Volkes befriedigen, waltet in den vornehmeren Stadtteilen, in prachtvoll und luxuriös eingerichteten Räumen, die Modefriseure der vornehmen Welt ihres Amtes. Die reichen Leute haben besondere Bediente, deren einzige Sorge der Pflege des herrschaftlichen Zopfes zugeordnet ist. Die Sitte verbietet es auch dem niederen Kuli, seinen Zopf frei herabhängen zu lassen, er muß ihn um den Kopf hinten oder an seinen Hut kneten. Diese kleine Neuerung symbolisiert eine gewaltige soziale Kluft. Die Fälle sind keineswegs selten, wo verarmte Chinesen Selbstmord begangen, weil ihr Herr sie zwingen wollte, den Zopf zu kneten. Wertwürdigerweise haben die Diener das Recht, den Zopf frei zu tragen, und man kann es oft beobachten, daß chinesische Arbeiter ihren Luftrationen und h. u. e. m. Beruf opfern, um Diener zu werden und das Recht zu haben, den Zopf unverkürzt herabhängen zu lassen. Bei einem Besuche ist das erste Erfordernis der Höflichkeit, daß man seinen Zopf frei trage. Ein junger Attache bei einer chinesischen Botschaft hatte die Gewohnheit morgens per Rad ins Bureau zu fahren und vor schicklicher pflegte er dabei das Ende seines Zopfes in die Tasche zu stecken. Einmal passierte es ihm, daß er so das Gemach der Excellenz betrat. Wenige Wochen später war er abberufen und in Ungnade gefallen. Jemand den Zopf abzuschneiden, ist wohl das größte Verbrechen, das der Chineser kennt: auf ihm steht die Todesstrafe. Denn ein Mann, der dieses Haarschmuckes beraubt ist, wird von allen als ein Verbrecher angesehen, und niemand wird ihn beschäftigen oder mit ihm verkehren. So ist es auch die erste Sorge der entlassenen Sträflinge, sich einen künstlichen Zopf zu verschaffen und die aus Europa heimkehrenden Chinesen, die im Dienste des Fortschrittes ihren Zopf geopfert haben und bei der fargelohrenen Haartracht bleiben, sind wahre Helden, denn ihre Landsleute betrachten sie nicht anders, als wären sie soeben aus dem Zuchthause entlassen.

Merlei.

Das „Regiment der Raubtierjäger“. Einen verführten Aprilscherz hatte sich ein Schwindler gestattet, der vom Dresdener Gericht zu 1 Jahr 6 Monaten Gefängnis und 3 Jahren Ehrverlust verurteilt worden ist. Vor einiger Zeit tauchte in verschiedenen sächsischen Städten ein etwas putziger Soldat auf. Er trug Jagdjoppe mit Achselstücken und vergoldeten kleinen Nachbildungen von Tigerköpfen, Reithosen und hohe gelbe Stiefel. Nach seiner Angabe war er Sergeant des „Südwestafrikanischen Regiments der Raubtierjäger“. Der Mann hatte großes Glück bei der Damenwelt und mußte diese Gelegenheit zur Erwerbseinkunft größerer oder kleinerer Geldbeträge aus. Es dauerte längere Zeit, ehe er von seinem Schicksal ereilt wurde. Der Betrüger entpuppte sich als ein vorbestrafter 30jähriger Stallschweizer, Rutscher und Tierbändiger, namens Ernst Albert Deder.

Schon wieder haben die Franzosen einen Spionagefall. Bei Doull wurde ein junger Mann unter dem Verdachte der Spionage verhaftet. Er gab an, 22 Jahre alt zu sein, Vefort zu heißen und in einem Dorfe in der Nähe von Metz wohnhaft zu sein. Man soll bei ihm

photographische Aufnahmen eines Forts, Zeichnungen und Waffen gefunden haben.

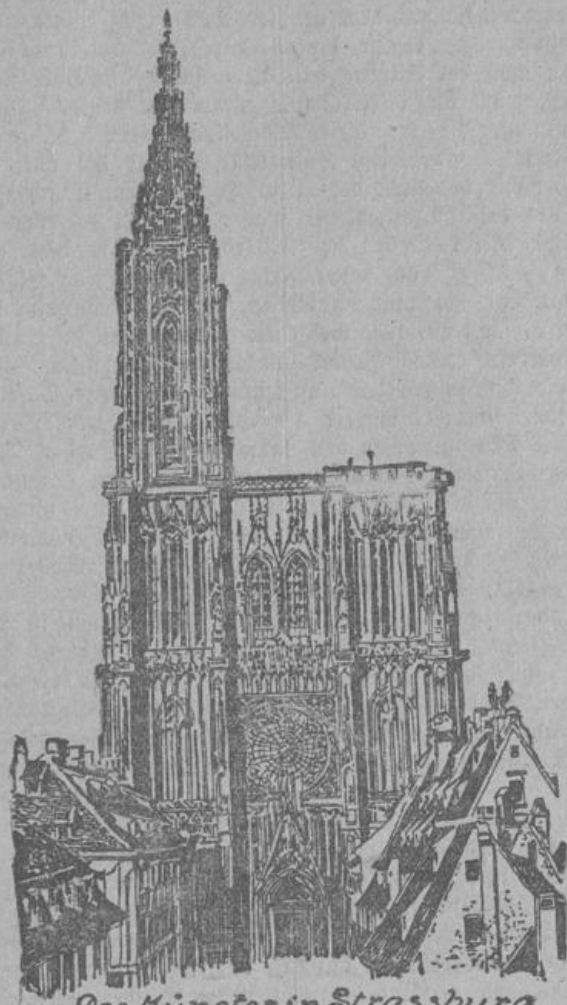
Ein Trinker erschossen. In Washington erschoss das Kongressmitglied Seftin in einem Straßenbahnwagen einen Neger. Beide waren in Streit geraten, weil der Neger Whisky getrunken hatte.

Schülertragödie. Ein Unterprimaner in Hannover, der nicht verstanden worden war, vergiftete sich. Ein anderer Schüler in Hannover wird seit einiger Zeit vermisst.

Ein Vorteil: „Aber, Elli, Deines Bräutigams Nase steht ja ganz schön im Gesicht.“ — „Allerdings, aber desto bequemer ist da das Küssen.“

Das Straßburger Münster in Gefahr?

Eine Nachricht, die geeignet ist, alle Freunde mittelalterlicher Baukunst mit banger Sorge zu erfüllen, kommt aus Straßburg. Wie wir schon mitteilten, hat sich der Nordflügel des großen Turmbaus gekippt und im Mauerwerk zeigen sich große Risse. Man nimmt an, daß die Fundamente unten nachgegeben haben und hofft, ohne Gefahr für den herrlichen Bau die Reparatur vornehmen zu können. Das Münster ist ein Meisterwerk altdeutscher Baukunst, es ist 110 Meter lang, 41 Meter breit und im Mittel schiff 30 Meter hoch. Der Grundstein wurde im Jahre 1015



Das Münster in Straßburg

von Bischof Werner gelegt, der auch ein einfaches Gotteshaus in Angriff nahm. Erst im Jahre 1277 entstand der großzügige Plan zu dem prächtigen Dom, den wir jetzt sehen. Unter der Regierung des Bischofs Konrad von Völsenstein begann Erwin von Steinbach mit dem Bau der prächtigen Fassade und der Türme, der 162 Jahre in Anspruch nahm und 1439 von Hans Hülz aus Köln vollendet wurde. Nur der nördliche Turm ist ganz ausgeführt, der südliche schließt mit einer Plattform ab, die einen imposanten Rundblick über die Stadt und ihre Umgebung gewährt.

C.K. Die „wahre Demokratie“

hat Stephan Lauzanne, der bekannte Newporter Korrespondent des Matin, in Amerika entdeckt, und er behauptet, erst jetzt erfahren zu haben, was die Republik, De-

monarchie und Einfachheit bedeuten. „Dazu mußte ich einen Ozean durchqueren, in Amerika landen und nach Washington gehen“. Dann schildert er einen Besuch bei dem Kriegsminister Taft, Diktator der Philippinen, Kontrolleur von Panama und Präsidentschaftskandidat. Und trotzdem hat Taft keinen Ordnonanzoffizier, keinen Bureauchef, keine mit Federbusch geschmückten Schildwachen und keine mit Rotarden versehenen Lakaien. Taft bewohnt in dem Gouvernementsgebäude, das er mit seinen Ministertollegen von der Marine und den äußeren Angelegenheiten teilt, drei Gemächer. Im ersten hält sich ein Neger auf, im zweiten zwei Sekretäre und im dritten Mr. Taft. Diese beiden Sekretäre genügen, um die Arbeit zu bewältigen, die in Paris von 3 Bureauchefs und 12 Attachees erledigt würden. Der eine telefoniert und öffnet die Post; der andere stenographiert und schreibt mit der Maschine die Antworten. Eine Viertelstunde lang beobachtete ich die beiden bei ihrer Arbeit und in einer Viertelstunde haben diese beiden Sekretäre neunmal am Telefon gestanden, acht Briefe diktiert und geschrieben, telegraphische Rapporte durchgesehen, sechs mal Mr. Taft in seinem Zimmer aufgesucht und elf Besucher abgefertigt. Und all das spielte sich in Gegenwart der Kommenden und Gehenden, gewissermaßen in der Öffentlichkeit, ohne Unruhe und ohne Störungen. Und Taft selbst ist der einfachste Mensch der Welt; ich erfuhr es in der Viertelstunde, in der wir uns über Journalismus und Politik unterhielten, in der ich bald erfuhr, daß dieser Mann vom Journalismus mehr weiß, als ich von der Politik. Einige Tage später traf ich Taft wieder in der Eisenbahn. Der Kriegsminister, der Diktator der Philippinen, der künftige Präsident sah im Speisewagen wie jeder andere Sterbliche. Nicht einmal einen besondern Tisch hatte man ihm reserviert: als vis-a-vis hatte man ihm ein altes Fräulein gegeben, und als letzter wurde ihm serviert. Als das Gemüse gereicht wurde, erhielt er keine Rüben mehr, und nachlässig servierte man ihm die Erbsen auf seine Radischen. Mir stochte der Atem. „Aber wissen Sie denn nicht“, so wandte ich mich an den Restaurationschef, „daß dies Mr. Taft ist?“ „Na ja, und wenn schon...“ Das selbe bei Roosevelt. Vor dem Weißen Hause keine Trompeter, keine Trommler, keine Wachtposten, das Schwert an der Seite. Jeder, der Luft hat, betritt den Garten, jeder, der Luft hat, schaut durch die Fenster ins Haus. Vor dem Rechte des Gebäudes hat der Präsident sich einen Pavillon errichtet. Hier empfängt er, hier arbeitet er, hier präsidiert er den Ministerrat. Die Fremden, die Audienz wünschen, werden direkt in den Saal des Ministerrats geführt. So empfängt und arbeitet der Präsident gewissermaßen in der Öffentlichkeit. Lange beobachtete ich mit Erstaunen die Szene. Um den großen Tisch, an dem die Gesandten eines der größten Staaten beraten werden, saßen allerhand Leute, ungeklärt auf den Sesseln, in denen sonst die Staatssekretäre Platz nehmen. An den Wänden kein Freskenschmuck; nur drei große Wandkarten, von denen zwei gleich Symbolen wirken: Panama und Japan mit den Philippinen. Das Privatgemach Roosevelts ist bequem, aber einfach eingerichtet. Ein großer Schreibtisch, ein paar Sessel, eine Bibliothek und am Fenster eine große Weltkarte, das ist alles. Als Roosevelt mich bittet, Platz zu nehmen, sehe ich hinter seinem Schreibtisch einen Haufen Tennisschläger und auf ihnen einen großen weichen Filzhut. Der Präsident lächelt; es sei nicht sein Hut, sondern der des französischen Botschafters, den er „den Vizepräsidenten seines Kabinetts“ nennt. Das Gespräch wendet sich zur Politik und Roosevelt versichert, er sei durchaus kein Gegner der Kapitalvereinigungen. „Ich bin kein Gegner der Trusts. Im Gegenteil, ich bin Gegner der Trustgegner. Denn die schlimmsten Feinde der Trusts sind die Demagogen und der Demagoge, in welcher Form er auch aufträte, hat keinen erbitterteren Feind als mich. Nur bin ich auch und muß auch ich der unerschütterliche Wächter des Gesetzes sein.“ Und er erläutert, wie das schnelle Anwachsen der Macht der Trusts diese zu dem Glauben gebracht habe, die Gesetze zu mißachten. „Dies aber habe ich nie zugeben können und daraus entstand auch der Krieg.“

ringsum an der königlichen Tafelrunde, nachdem sie diese merkwürdige Erklärung des eigentümlichen Jagdvergnügens vernommen hatte.

„Mein Gebieter meint es damit sehr ernsthaft“, fuhr Baptift fort, indem er zornig die Lacher anblinzelte. „Er wird gewiß sogleich erscheinen, um mich zu befreien, und Ew. Majestät alles das zu bestätigen, was ich gesagt habe. Er war einst der tapferste Offizier unter Rondee und Turenne und es würde für ihn gewiß fränkend sein, wenn er hier sehen müßte, daß man seine unverschuldete Armut verhöhnt.“

„Du bist das Musterbild eines treuen Dieners“, sprach Ludwig so gütig, als es ihm seine majestätische Erhabenheit gestattete. „Wie ist es?“ wandte er sich an den Generalfinanzkontrollleur Lepelletier, der zugegen war. „Haben Sie mir nicht bisweilen von diesem Marquis v. Moun gesprochen?“

„Eure er hat uns seit drei Jahren unausgesetzt belästigt mit einem Heer von Bittgesuchen um Erhöhung seines Jahrgeldes.“

„Und Sie, Herr Herzog“, wandte sich der Monarch an den Oberjägermeister, „auch Sie haben hin und wieder mir gegenüber den Namen des Marquis v. Moun erwähnt.“

„Eure, er hat seit drei Jahren die Kanzlei mit Bittschriften überschwemmt.“

„Er hat“, mischte sich der Hirschwolfsmensch mutig in das hohe Gespräch, „seit drei Jahren dreihundertfünfzigmal um Erhöhung seines unzureichenden Jahrgeldes und ebenso oft um Jagdfreiheit im königlichen Forst gebeten. Allein auf diese sechsundsiebzig Bittgesuche wurde dem tapfersten Helden von Türlheim und Sulzbach sechsundsiebzigmal ein abschlägiger Bescheid erteilt.“

Schluß folgt.

die Berechtigung hatten, den Parforcejagden beizuwohnen, erschienen dazu in blauen, mit Gold- und Silberstickereien besetzten und rot gefütterten Jagdröcken. Sie bildeten vereint mit den Piqueuren, den Vagen und der sonstigen Dienerschaft eine sehr zahlreiche und glänzende Kavallade.

Es war ein wundervolles Wetter an dem Tage, die Luft so frisch, kühl und rein, daß es eine Lust war, sie zu atmen in dem herrlichen Waldesdom, dessen unermeßliche Blätterpracht der Herbst mit seinen bunten Farben zu schmücken anfang. Bald wiederholte der Wald vom frühlichen Lärm der Jagd. Die Klänge des Hifthornes mischten sich mit dem Schrei des verwundeten Hirsches, mit dem dumpfen Klaffen der Meuten und den anseuernden Rufen der Piqueure. Die gesunde Bewegung in freier Luft, die Aufregung der Jagd, der glückliche Verlauf derselben — alles dieses versetzte den König und seine Jagdgesellschaft in die heiterste Laune von der Welt. Der Tafelbeter Cavois war mit einem Teil der übrigen Rüchendienstchaft an einem prächtigen Ruheplatz im Walde beschäftigt, ein herrliches Gabelrühstüd herzurichten. Als die für das Dejeuner bestimmte Stunde und Minute gekommen war, ritt der Monarch, von seinen Kavallieren begleitet, nach dem Plage hin und gleich darauf rief das Signalhorn die übrigen Jagdteilnehmer, die sich alle recht sehr beeilten, der Einladung zu folgen, denn eine Hirschhege schärft bedeutend den Appetit.

Unter Scherz und Lachen war beinahe schon die Ruhepause verstrichen, als noch drei verspätete Höslinge erschienen und einen seltenen Gang mitbrachten, der alsobald das allergroßte Erstaunen und das unbändige Gelächter des ganzen Hofes hervorrief. Es war ein Geschöpf, halb Mensch, halb Tier — es war Baptift, der Diener des Marquis v. Moun, aber nicht in seiner gewöhnlichen schätigen Kirtze — o, nein! Der alte brave Breitaguer war ein-

genötigt in ein Wolfsfell und auf dem grauen Haupte trug er das stolze Geweih eines Ahtzehnjähnders.

Die drei Höslinge führten ihren Gang vor den König, vor dem Baptift sogleich auf die Knie niederfiel.

„Wo haben Sie dieses Waldgespenst gefunden, Herr Herzog?“ fragte Ludwig lachend den einen der Jäger.

„Eure“, entgegnete der Angeredete, „der heilige Humbertus hat die Gefälligkeit gehabt, uns dieses Ungeheim in der Nähe des Walddörchens Franchard aufzufinden zu lassen. Ein Mensch mit einer Hekspettsche in der Hand lief hinter ihm her. Wir aber mit unseren Pferden gewannen den Vorsprung und fingen gar bald das seltsame Tier.“

„Mensch, wer bist Du?“ fragte der König.

Baptift richtete sich ein wenig auf und legte die rechte Hand militärisch salutierend an das Hirschgeweih.

„Halten zu Gnaden, Ew. Majestät“, sagte er dann mit fester Stimme und phlegmatischer Ruhe, „ich bin ein alter Soldat und habe mein Blut vergossen für das Vaterland in den Feldzügen gegen die Kaiserlichen und Montecuculi. Seit vielen Jahren bin ich Diener bei dem Herrn Marquis v. Moun, der im Dörchsen Franchard von einer kleinen, für ihn unzureichenden Pension von 600 Livres lebt. Mein Gebieter hat vergebens versucht, eine Erhöhung seines Jahrgeldes zu erlangen, ebenso ist es ihm unmöglich gewesen, sich von dem Herrn Oberjägermeister die Jagdfreiheit in den königlichen Wäldern auszuwirken. Er ist aber ein leidenschaftlicher Liebhaber der Freuden des Waldwerks. Um sich den ersehnten Genuß trotzdem zu verschaffen, ist ihm ein einfaches Hilfsmittel eingefallen. Ich verkleide mich als Hirsch oder als Wolf oder als beides, und er hegt mich dann im Walde von Fontainebleau, selbstverständlich immer zu Fuß.“

Toller als je vordem erscholl das lustige Gelächter

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt

für die Stunden der Ruhe am häuslichen Herd.

Nummer 12

Das Haus des Verschollenen.

Eine Erzählung nach der Wirklichkeit von Reinhold Weimann.



a man außer seinen Wertpapieren, die Oltz-
rogge nach seinem Gehaltszettel dem letzten
Heupter kurz vor seiner heimlichen Abreise
Abreise geflohen haben wollte und die
daraus seinen redlichen Erben aus-
geföhrt werden mußten, kostete seine
Barmittel im Weile der Verschollenen gefunden, war
das Haus von der Zerstörung befreit worden, und
um aus dem Erbe eines Verschollenen die zu einer
genauigen Summe angeschaffenen Kosten des Straf-
verfahrens zu decken. Und nachdem das Urteil rechts-
kräftig erlangt hatte, kam es zur Versteigerung. Aber
die angelegten Termine verliefen dreimal ergebnislos, weil
sich nicht ein einziger Käufer gefunden hatte. Ich war
damals, kurz nach meiner Verheiratung, eben auf der Suche
nach einem hübschen, traulichen Heim, darin ich mich mit
meinem jungen Glück vor der ärmlichen Welt der Welt
verbergen könne, und einer meiner Bekannten machte mich
halb im Scherz auf die günstige Gelegenheit aufmerksam,
ein reiches Vermögen weit unter seinem Werte zu er-
werben. Ich beschloß, mir die Villa anzusehen — die
Wegung war das Grundstück selbst lagten mir außer-
ordentlich zu, und bei dem nächsten Besichtigungstermin wurde
ich als einziger Besucher für einen lächerlich geringen
Kaufpreis Eigentümer der Villa Oltzrogge mit allen Darum
und Dazum, so wie sie von den Vorbesitzern am Tage ihrer
Verkaufung verlassen worden war.

Und deine Frau? — Sie war mit dem Kauf ein-
verstanden? — Obwohl meine Frau kaum als eine
genügende Veranlassung dazu angesehen konnte —
keine Antwortung kurz auf.

Weshalb hätte sie denn nicht damit einverstanden sein
sollen? — Sie war sogar noch viel mehr auf die Villa
verfallen als ich. Und es machte sie glücklich wie ein be-
schäftigtes Kind, als wir den Zuzug erzielten. Die Leute
hier in der Stadt hatten uns bei unserem Einzuge freilich
an wie Wanderratten. Und ich mußte mir für die no-
wendigen Renovierungsarbeiten Handwerker aus der
Fremde kommen lassen, weil die Ortsangehörigen sich ent-
schieden weigerten, in dem Vorhause tätig zu sein. Als
ich ihnen das Vorgehen ihrer Sache vor Augen zu führen
suchte, erwiderten sie mir einbellig: Ja — wenn man die
Reiche des alten Mannes schon gefunden hätte! So aber kann
man doch nicht wissen, ob man nicht unversehens irgendwo
auf seine Lieberste stößt — und davon kann man leicht
etwas Schrecken haben, den man seine Verträge nicht wieder
vergibt!

„Um!“ meinte ich, „das läßt sich den Leuten am Ende
nehmen Liebersteigungen gescheit glauben.“

„Und was hindert dich, diese Absicht zu verwirk-
lichen?“

„Ein sehr triftiger Grund, mein Lieber! — Ich habe
einfach nicht die Mittel dazu, solange ich das ver-
loren habe. Ich habe das Haus auf dem Hofe. Mein kleines
Vermögen ist mir bei einem Brande verloren ge-
gangen, und ich bin lediglich auf den Ertrag meiner
Arbeit angewiesen. Da kann ich nicht daran denken,
mit den Luxus eines zweifachen Wohnhauses zu gestalten.“

„Und es ist dir bisher nicht gelungen, einen Käufer
für die Villa zu finden?“

„Nein! — So oft noch auf mein Anbieten hin
jemand mit mir in Unterhandlungen getreten ist, hat er
sie immer kurzweilig abgewiesen. Sobald er die Ge-
schichte des Hauses erfuhr. Es ist, als ob die ganze Welt
nur noch voll oberflächlicher alter Weiber wäre.“

„Das ist in der Tat bedauerlich. Nachdem mehr
als drei Jahre vergangen sind, ohne daß die Lieberste
des Ermordeten irgendwie aufgefunden wären, darf
man sich in dieser Hinsicht doch wohl vor allen unange-
nehmen Liebersteigungen gescheit glauben.“

gleichgültigen in der Nacht der Atmosphäre herausgeholt haben,
die mit den Unbehagen des Bodens in Beziehung stehen
können. Die Erleichterung ist dann den Menschen durchaus
vergleichbar. Ferner können im Aufsteigen kleine Wirbel ent-
stehen, die sich von den großen das Wetter beherrschenden
Systemen nur durch ihre geringe Ausdehnung und Tiefe
unterscheiden. Drittens können Schwankungen des Luftdrucks
auch durch den elektrischen Zustand der Erdoberfläche erzeugt
werden. Von westlichem Einfluß ist viertens die mecha-
nische Wirkung des Windes, und sechstens kann auch der Ein-
fluß einer schnellen Veränderung von Wasserdampf zu tropf-
barem Wasser, also Regen, Schnee oder Hagel, kleinere Ver-
änderungen des Barometerstandes hervorgerufen.

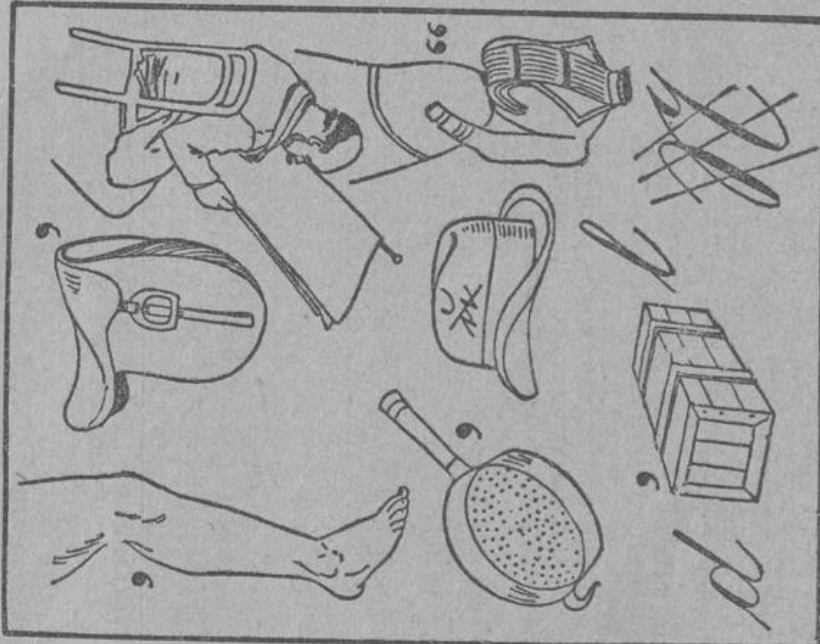
Humor.

Nichtig erkannt. „Dies hier“, erklärte der junge Herr
Sanftmann, „ist meine letzte Aufnahme. Ich habe mich
mit meinen beiden Büdeln photographieren lassen. Können
Sie mich erkennen?“

„Ich denke, ja“, erwiderte Gräfin Wessler. „Der mit
dem Hut auf dem Kopfe, das sind Sie doch, nicht wahr?“



Rebus.



(Aufsicht folgt in nächster Nummer.)

Wart in Piccadilly den Bureauaum des Geschäfts-
führers.
„Der Sekretär von Lord Beauchamp ist kam mit diesem
hier“, sagte er. „Er wartet.“
„Führen Sie ihn herein“, erwiderte der Beamte und
öffnete den Vorhang.
„Guten Morgen“, begrüßte er den Eintretenden,
„wie ich sehe, wünscht der Lord seine große Zumele-
sammlung zu haben.“

„Ja.“
„In der Aufforderung befindet sich aber ein kleiner
Fehler, und ich weiß wirklich nicht, ob ich berechtigt bin,
Ihnen das Kopie auszubringen. Es wäre den Anord-
nungen des Lords direkt zuwidergehandelt. Selbstver-
ständlich, ich sehe, daß der Brief echt ist — aber — hm
— es ist doch vielleicht besser, ich schäde einen der
Herren zu Ihnen.“

„Seine Lordschafft ist nicht zu Hause“, begann der
Sekretär unbefuglich, aber der Geschäftsführer unter-
brach ihn:

„So leid es mir tut, ich kann dieser Annahme
nicht Folge leisten. Lord Beauchamp hat mir die streng-
sten Verhaltensmaßregeln gegeben, niemals eine Unter-
schrift von ihm anzunehmen, wenn das 1. so wie hier
mit einem Punkt versehen ist. Entweder steigt der Fehler
bei mir — oder man will mich in eine Falle locken.“
Und der Geschäftsführer lachte belustigt auf.

„Geben Sie mir die Aufforderung“, sagte der So-
kretär. „Nicht werde sie dem Lord zeigen, aber ich fürchte
seinen Herrn.“

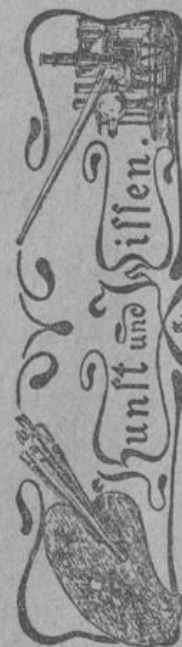
„Mr. Bingham“, rief der Beamte hierauf, „bitte,
begleiten Sie den Herrn und fragen Sie den Lord, wie es
sich mit seiner Unterfertigung verhält. Den Brief behalte
ich einweilen hier. Guten Morgen! Es tut mir leid,
aber — die Pflicht.“

Die beiden Herren verließen die Bank und nahmen
sich einen Wagen. „Sagen Sie mich erst einmal an
St. James' nachsehen“, sagte der Sekretär, „dieses ist
ist der Lord dort.“

„An dem Restaurant in Piccadilly steht er
an. Er durchschneidet schnell die eleganten Räume, bis
er zu dem Ausgang nach der Regent Street gelangt, durch
den er sich rasch und unbemerkt entfernne.“

Während Bingham etwa eine halbe Stunde gewartet
hatte, schenkte ihm ein Licht aufzugehen. Jedenfalls gab
er dem Krüppel Befehl, sofort nach der Bank zurückzu-
fahren.

Dogteich keiner von der Bande gefast wurde, hat
es allen Anschein, als ob Lord Beauchamp in Zukunft
vor ähnlichen Vorwundern bewahrt sein dürfte. Die
Verbrecher haben ihn als „hoffnungslos“ abgegeben.



Ein modernes Instrument für Wetterbeobachtungen
ist der „Wetterograph“. Er ist dazu bestimmt, die ge-
ringsten Schwankungen des Luftdrucks bemerkbar zu machen
und aufzuzeichnen. Die Vorrichtung für die Erstellung dieses
Zweckes liegt darin, daß das Instrument diese geringeren
Bewegungen von den großen Veränderungen des Luftdrucks
zu unterscheiden gestattet. Es gibt verschiedene Ursachen, die
solche geringfügigen Schwankungen des Barometerstandes ver-
ursachen können. Zunächst können es Luftwellen sein, die
über die Erdoberfläche hingehen, wenn sich auf dieser Un-

„Nun, du kannst dir wohl denken, daß uns der Schicksal nicht ganz glückselig gewesen ist. Und es erregten alle gerade in den ersten Monaten meines Dienstes tiefen Eindrücken, die uns mit — nun, mit einem neuen Lebensgefühl erfüllten. — So waren wir eine volle Woche lang von einem niederträchtigen Dummgehirn gequält, der sich plötzlich im ganzen Hause vertheilte, und der hundertmal in dem Zehrentenjahr, das icher, der alle Menschen besocht hatte, selbstig ganz unmerklich wurde. Wir hatten und hatten, bis wir endlich schmerzlich, daß unter den Menschen, die uns ganz beherregte, ein großes Versehen ausgebrochen war. Uns daß sie in allerlei Jahren und Stunden lebenden Menschen über den ganzen Planeten vertheilt waren. — Womit — nicht mehr? — Aber ich kann dir versichern, daß uns die Erde ein paar Tage lang gar nicht einmal vor uns lag. So wenig als — aber auch in dieser Hinsicht, davon zu reden, ihm seine Feindschaft zu Erre und mich auch noch für gegenwärtig zu halten.“

benen "Es ist noch nicht allem, was ich noch dir mit-
theilen möchte, der richtigen Götter welt, vollständig aus-
geschlossen," sagte ich im Tone eifrigster Liebeserregung
geschoßt, also füllten wir nicht davon etwas? — Die
Gefährliche mit den feinen Phantasien war bemerkt worden
das einzige Vorformis, das sich auf den alten Meierstein
entwarf?

[illegible]

gebante zu rechtzudauern in Sile. Es braucht nur eine Sage, die ihren Glaubensherrscher nachsicht, oben und unten. Darobden wird das alte Gewinnung zu freiden, und beides ist jetzt, nicht nur noch zu ein unethisch. Gefesselt, so plant man freibewandlung halt nicht zu lassen alle Sinne aufzubeugen, um die naturliche Seitung zu finden, an deren Vorhandeln man ja vor demselben keinen Zweifel hat. Und von Sileli ist nicht die Rede. Nicht Gewinnung, sondern das, was nicht

beile ^{er} er ließ mich nicht antreiben,
 „Nun mein! ich hole noch hier fortgehen, auch ohne
 das! Du meinst, ich sollte aus der Seite nach-
 reiben können, mit hietten vor der Leide das alten Bleipreter
 eben vor seinen Gehirnt, die Schuld ergriffen? — Mein
 mein Nichte, so meit, doch ich mich einer vorzuziehen unan-
 ständlich Schläge auslegen möchte, ist es denn doch noch
 nicht mit ihm gekommen, ich habe es auf dich, als ob

[illegible][illegible]

haben — durch eine eiserne Unterlage gehalten —
sich nach oben gegen einhundert Fuß in die Höhe
erheben — was ich in der Villa von Brindischi ge-
sehen habe.

hinter ihrem Brenne geldlofen, als ich mich entfernte, und die Dämpfe ausgefchloffen hatte, kam mir in der un-
durchdringlichen Fin-ernis, die mich jetzt umgab, fi-
einen glänzenden Hauch der Jnnwelt, Silbervögel mochte ich
Geldstücke auf meinen verflopfen haben. (Zorth. folg.)

本

Die Mittelwelt.
Von G. W. Handolph-Bischoff.
(Schluß.)
(Ma.)

Don C. M. Randolph-Bidfield.
(Edinburgh)
(Madison)

Mandolph-Bidfield.
(Mandorid verholen.)

Stembaeger's? fragte er laut.
 „Nicht nein“, erwiderte sie leuchtend, „nur Mithram
 hienort. Sprechen Sie geduldig, damit man Sie nicht
 hören kann. Niemand weiß doch die Spur hin. Ich möchte
 Ihnen helfen, wenn es möglich ist.“
 „Schlichter können Sie das“, rief seine künftige Ent-
 gegnung. „Sie haben ja den Geistesführer. Aber sagen
 Sie mir zuerst, weshalb Sie die kurzen Briefe in Tric-
 coon mit angeschlossen haben.“

„Nicht nein!“ Sie lächelte ihn scherzhaft an. „Dann ist ja noch da — der Mann, der Sie entließ.“ Er dachte nicht entlassen lassen, obgleich er nichts mit diesem entlassenen Gode zu thun hat.

„Aldern Sie viel denn ein, Sie könnten mich für ein Gezeigelt hiet befallen?“ fragte er scherzhaft. „An diesem Abend wird man mich befehlen, mögen nicht haben. Sonst noch mit, und dann wird die Schande erwiehelt.“

son für werden, wenn er der einzige wüßte, um
und der Strafe ist.“
„Sie verstehen mich, aber — Sie best inne, um
ein betrübter Mensch glitt über die glühende Un-
sicht — „wenn wir ihn befragen? Für Geld ist er da
haben.“
„Was wird er verlangen? Sie haben keine zehn -
nicht einmal fünf Pfund bei mir.“
„Entschuldigung, was ich auf ihrem Schritt.“
„Ob er meine Uhr nehmen? Sie ist fünfzig Pfun-
net?“

Die eigenthümliche Stimmung und Vertheilung der Kräfte, die sich bei der Bildung der Gänge geltend machen, ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Natur. Die Gänge entstehen durch die Ausdehnung der Gesteine, welche durch die Abnahme des Druckes, den sie von den darüber liegenden Gesteinen erfahren, zu Stande kommt. Die Ausdehnung der Gesteine ist aber nicht gleichmäßig, sondern es finden sich Stellen, an denen die Ausdehnung besonders stark ist, und es sind diese Stellen, an denen die Gänge entstehen. Die Ausdehnung der Gesteine ist aber nicht gleichmäßig, sondern es finden sich Stellen, an denen die Ausdehnung besonders stark ist, und es sind diese Stellen, an denen die Gänge entstehen.

[illegible]

baner.
 Sie ergriff ihn und eilte dem Ausgang zu. Doch
 zurückkehrend, fand sie zurück, in der Thüre hielten der
 Baron und ihr Geiste. Der letztere entließ die Spieler
 und flog davon, lassend die Treppe hinm. Gleichbauer
 aber kam, aber das ganze Geistes fühlend, näher.
 Er betrachtete sich vor dem Gort, der vom Zeit
 umgeplungen war und Madame seiner anstarrte.
 "Madame," ergriff er leise das Wort, "dort baust
 ich mich auf, herrliche für Ihre Gewohnheit. 500 Pfund
 und mit

haben, wodurch die geistige Entwicklung der Kinder nicht nur gefördert, sondern auch gehindert werden kann. Die Eltern müssen sich daher bewusst machen, dass die Erziehung der Kinder eine Aufgabe ist, die nicht nur der Mutter, sondern auch dem Vater obliegt. Die Eltern müssen sich auch bewusst machen, dass die Erziehung der Kinder eine Aufgabe ist, die nicht nur der Mutter, sondern auch dem Vater obliegt.

„Sagt einem Fuhrer, daß er sich um, eine
richtig haben.“

ungefähr zur nämlichen Zeit, wo Lord Beaumont seine Sagenarbeit begann, beharrt ein Schreiber in einer